



# *WAS ICH EUCH NOCH ERZÄHLEN WOLLTE ...*

GESCHICHTENSAMMLUNG | SENIOREN RAT ALTHENGSTETT 2020





## Impressum

Herausgeber:  
Seniorenrat Althengstett

Verantwortlich für  
den Inhalt und Redaktion:  
Ernst Hempel und Gisela Winkler

Gestaltung:  
Rebekka de Buhr

Althengstett, Oktober 2020





Geschichten  
2020

# WAS ICH EUCH NOCH ERZÄHLEN WOLLTE ...



## GRUSSWORT DES SENIORENRATS ALTHENGSTETT

Nachdem wir dieses Jahr auf einen Schreibwettbewerb verzichtet haben, wollten wir trotzdem unseren treuen und schreibbegeisterten Mitgliedern einen Anreiz bieten. Mit dem weitgefassten Thema „Was ich Euch noch erzählen wollte...“ konnten über 30 Seniorinnen und Senioren animiert werden, ihre höchst eigene, teils sehr persönliche Geschichte aufzuschreiben.

Dadurch erhält man manchmal sogar einen geschichtlich sehr interessanten Einblick, erfährt von früheren Lebensumständen, Situationen am Kriegsende oder von dramatischen Momenten wie dem 11. Sep. 2001. Die längste und somit umfangreichste Geschichte gleicht fast einem Geschichtsbuch über das frühere Dorfleben, so genau und facettenreich wurde berichtet. Übrigens auch sehr interessant für die heutige Jugend, die sich solche Gegebenheiten gar nicht mehr vorstellen kann.

Nehmen Sie sich Zeit zum entspannten Lesen dieser gesammelten Werke, es lohnt sich.

Wir sagen allen Autoren „Dankeschön“ und wünschen Ihnen viel Spaß bei der Lektüre.

Ihr Seniorenrat Althengstett  
Ernst Hempel und Gisela Winkler







## AUF EINEN BLICK

|                                                                                  |    |
|----------------------------------------------------------------------------------|----|
| Adelheid Weber: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                          | 6  |
| Brigitte Stolz: Weg aus dem Paradies .....                                       | 7  |
| Brigitte Stolz: Finde, was Du liebst .....                                       | 8  |
| Christa Kirchner: Australien – ein Reisebericht in Kurzform .....                | 9  |
| Claudia de Buhr: Ausgebremst .....                                               | 11 |
| Dieter Hübner: Ein kleiner Junge erlebt das Kriegsende im Neckartal .....        | 15 |
| Doris Ginter: Oft ist's nur eine Kleinigkeit... ..                               | 17 |
| Doris Kühling: Ein Erlebnis mit Tiefgang .....                                   | 18 |
| Elisabeth Günther: Traum und Wirklichkeit .....                                  | 20 |
| Eberhard: Was ich Euch noch erzählen wollte.....                                 | 22 |
| Edeltraut Tartani: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                       | 24 |
| Erika Jourdan: Was mich bewegte und heute noch prägt .....                       | 25 |
| Gisela Hofmann: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                          | 27 |
| G S: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                                     | 28 |
| Helga Vogt: Es war einmal .....                                                  | 29 |
| Helga Vogt: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                              | 30 |
| Helmut Wenzel: Ich lebe noch .....                                               | 31 |
| Hermann Schneider: Zufall Nummer 1 .....                                         | 32 |
| Hildegard Gibbert: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                       | 33 |
| Horst Kittelberger: Fliegeralarm .....                                           | 34 |
| Inge Baumann: Eine Geschichte über die letzte Fahrt von Weil der Stadt nach Calw | 35 |
| Inge Horn: Zeit .....                                                            | 38 |
| Ingrid Klahm: Wie eine Saarländerin nach Althengstett kam .....                  | 39 |
| Kerstin Schneckenburger: Das Leben zwischen Geschenk und Herausforderung .....   | 41 |
| Manfred Hammann: Wie eine Landratte schwimmen lernt .....                        | 43 |
| Margret Heinecke: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                        | 44 |
| Monika Herrgoss: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                         | 45 |
| Paul Pricker: Eine Geschichte aus meinem Leben! .....                            | 46 |
| Peter Valjak: Eine Seefahrt, die ist lustig .....                                | 48 |
| Peter Valjak: Zufall Nummer 2 .....                                              | 50 |
| Renate Gay: Osterferien im Welzheimer Wald .....                                 | 51 |
| Roland Kling: Was ich Euch noch erzählen wollte .....                            | 52 |
| <i>unbekannt</i> : Ereignisse aus dem Leben eines Pensionärs .....               | 80 |
| <i>unbekannt</i> : Welschdorf .....                                              | 82 |





## Was ich Euch noch erzählen wollte...

...„spielt nicht mit dem Feuer“, weder im übertragenen Sinn, noch im wahrsten Sinn des Wortes, denn es kann auch gefährlich werden.

Ich habe das schon ein paarmal erlebt und habe Angst vor Feuer. Natürlich gefällt mir eine brennende Kerze auf einem festlich gedeckten Tisch. Wir hatten immer echte Kerzen am Christbaum angezündet, aber ein Eimer Wasser stand in der Nähe. Im Winter machen wir es uns gerne gemütlich am offenen Kamin. Als wir einmal die Holzspäne im Kamin anzündeten, freuten wir uns wie es loderte und knisterte, aber plötzlich kamen die Flammen heraus aus dem Kamin und flackerten schon die Kaminwand hoch im Wohnzimmer. „Ruf die Feuerwehr“, schrie meine Tochter. Das Feuer muss man ersticken, dachte ich und holte schnell einen dicken Schuhabstreifer und drückte ihn auf das Feuer mit aller Wucht und löschte es aus. Wir hatten nämlich vergessen, die Luftklappe innen aufzumachen für einen Abzug der Flammen. Es war geschafft. Gott sei Dank. Dann bestellte ich bei Ofen-Weiss ein Gitter, das man zum Schutz vor den offenen Kamin stellt, weil meine kleinen Enkel auch gerne etwas verbrennen wollen und mit dem Feuer spielen.

Ein anderes Mal wollte ich Samstag Abend schon mal den Sonntagsbraten vorbereiten. Ich goss Öl in die Pfanne, erhitzte es und ging schnell ins Wohnzimmer, um eine lustige Fernsehsendung mitanzuschauen. Plötzlich roch ich das heiße Öl, es rauchte in der Pfanne und fing an zu brennen. Ich konnte es noch rechtzeitig löschen. Nie mehr werde ich das machen. Offenes Feuer muss man im Auge behalten und nicht weglaufen. Ich kenne eine Frau, die vergessen hatte, ihre Herdplatten auszuschalten und ihre Küche brannte.

Aber die schlimmste Erinnerung, die ich mit Feuer erlebte, war ein Buschbrand in Südafrika. Wir waren eingeladen zu einem Jubiläum der Mariannhiller Missionsstation meines Onkels nahe Durban. Nach den Feierlichkeiten fuhren wir mit einem Missionar auf einen schön bewachsenen Hügel zu einem Aussichtspunkt im Staat Lesotho. Die Sonne schien und es wehte ein kräftiger Wind. Kaum oben angekommen, sahen wir in der Ferne Rauch aufsteigen und Feuer. Es war ein Buschbrand und der heftige Wind trieb die Flammen in unsere Richtung. Von allen Seiten sahen wir Feuer auf uns zukommen. Schnell rannten wir zu unserem Jeep und fuhren abwärts Richtung Missionsstation. Unterwegs nahmen wir noch Menschen mit, die um Hilfe riefen. Wir kamen wieder heil unten an.

Auch in Deutschland gibt es Waldbrandgefahr bei großer Hitze und vertrocknetem Boden. Mit Feuer ist nicht zu spaßen.

Wenn ich mein Haus verlasse, prüfe ich immer, ob alle Kerzen ausgelöscht sind, die Herdplatten ausgeschaltet sind und das Bügeleisen ausgesteckt ist. Wenn ich von einer Reise zurückkomme, freue ich mich, dass mein Haus noch steht und alles darin so ist, wie ich es verlassen habe.

» Adelheid Weber





## Weg aus dem Paradies oder Warum wir nicht mehr im Paradies leben wollen

Hast du dich mal gefragt, warum Adam und Eva nicht mehr im Paradies leben wollten? Und die Menschheit seither alles daran setzt, diesen Zustand nicht mal annähernd zu erreichen?

Das ist für mich eine der vielen Fragen, auf die ich gar keine Antwort erwarte. Weder von mir selbst, noch von irgend welchen Philosophen und schon gar nicht von den sogenannten Experten.

Jetzt in dieser Lockdown-Situation könnte mir als Antwort ganz schnell Langeweile in den Sinn kommen. Adam und Eva war es einfach zu langweilig in ihrem Paradies und haben deshalb aus Übermut das einzige Gesetz

übertreten, das es zu übertreten gab. Oder war es gar kein Übermut sondern nur Mut? Mut, die Verantwortung für sich selbst zu übernehmen. Mut, selbst zu denken und zu entscheiden. Mut, Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, um damit die Dinge zu tun, was sie selbst für richtig halten.

Ich habe einen Hund. Seit ich mit ihm meist die immer gleichen Wege ablaufe, habe ich ihm gegenüber ein schlechtes Gewissen. Er lebt hier mit mir in einem vermeintlichen Paradies, doch er ist eingesperrt bis auf den wenigen Freiraum, den ich ihm erlaube. Ob er auch manchmal daran denkt, dieses Paradies zu verlassen?

» Brigitte Stolz



## Was ich Euch noch erzählen wollte oder Finde, was Du liebst

Als ich den Titel das erste Mal las, dachte ich an die letzten dreißig Minuten in meinem Leben. Was würde ich da noch erzählen wollen? Gäbe es etwas richtig zu stellen? Zu beichten? Um Verzeihung zu bitten? Oder wäre es nicht wunderbar, einfach sagen zu können „es hat mir große Freude gemacht, dieses mein Leben.“

Was gäbe es zu bereuen? Ich glaube, das wenige ist, dass ich die Balance zwischen Anstrengung und Regeneration ein paar Jahre lang gar nicht gehalten und Raubbau mit meiner Gesundheit getrieben habe und dass mein Ego sich immer noch ab und zu in den Vordergrund spielt.

Hier ist das, was ich allen gerne mitgeben möchte: es lohnt sich, sich anzustrengen. Sein Bestes zu geben in dem, was man liebt. Sein Bestes zu geben für das, was man liebt. Und dieses „was man liebt“ in seinem Leben,

in sich, zu finden, zu entfalten, zu pflegen, zu vervollkommen. Sich dazwischen regenerieren mit ausreichend Schlaf, Meditation, absichtslosem Gehen in der Natur sowie in der Stille baden ist die andere Waagschale, um das Geschaffene und Gefundene zu genießen, neue Energie zu tanken, neue Inspirationen zu gewinnen und sich als Teil der Schöpfung zu empfinden.

Meine beiden Säulen heißen also Anstrengung und Regeneration. Sie tragen das Dach der Liebe, der Liebe zu mir selbst, zu den kleinen Dingen, zu diesem einfach nur sein.

Denke wie das Kind, das du mal warst, als alles noch möglich war.

Tu alles aus dem Herzen heraus, nicht aus dem Kopf, nicht aus dem Bauch.

Handle mit größtem Respekt vor allem Leben und lese täglich in einem guten Buch.

Siehe die Liebe dann in deinem Gegenüber.

» Brigitte Stolz





## Australien – Ein Reisebericht in Kurzform

1996 haben mein Mann und ich ein Vierteljahr diesen Kontinent bereist. Unsere Fahrt begann in Darwin. Nach Übernahme des Wohnmobils, Einkauf im Supermarkt und 14 Stunden Schlaf, fuhren wir zunächst in östlicher Richtung zum Kakadu-Nationalpark, vorbei an den größten Terrilenbäumen der Welt, die auch als Kathedralen des Nordens bezeichnet werden. Im Übersee sahen wir uns die Felsmalereien der Ureinwohner, der Aboriginals, an. In Cooninda blickten wir eine Bootsfahrt auf dem Yellu-River, über Pine Creek, und Abseiler zu den Edith-Falls, nach Katherine. Von hier zur Katherine-Forge - Wanderung 3 Std bei 40° zum Lookout. Auf dem Camping-Platz sprangen Kängurus um unser Feuer. Zurück zum Stuart HWY bis Mataranka, eine Oase mit Thermal-Pools. Unter Palmen haben wir im 34° warmen Wasser gebadet. Fahrt bis Daly Waters - ein Roadhouse mit Tankstelle - sehenswert. Tennant Creek, Devils Marbles (die Eier der Regenbogen-Schlange) besichtigt, nach Alice Springs. Hier besuchten wir die „School of Air“ (von hier werden die Kinder in den weit entfernten Farmen unterrichtet) und die „Flying Doctors“. Über Erdmunda zum Kings Canyon, der zu einer wunderschönen Wanderung einlädt. Danach führen wir zum Ayers Rock und den Ulpas, - einer der Höhepunkte unserer Reise. Eine Wanderung um den Ayers Rock - 10 km - und die Besteigung (inzwischen verboten) gehören dazu. Zurück nach Alice Springs und Flug nach Cairns an die Ostküste. Nördlich von Cairns im Port Douglas haben wir einen Ausflug zum Great Barrier Reef gebucht. Die Korallen, eine schöner als die andere, sind leider durch die Erderwärmung sehr bedroht.





Auf dem Bruce HWY über Cairns, Townsville bis  
 Rockhampton. In Crocsmere haben wir uns eine  
 Rinder-Aktion um. Über Gladstone nach Brisbane.  
 Von Brisbane ein Flöcker ins Landesinnere nach  
 Boonah, denn hier fanden Rodeo-Vorführungen statt.  
 Im Linnington NP eine Tageswanderung. Zurück  
 zur Gold Coast. In Coffs Harbour die größte Bananen-  
 plantage Australiens besucht. Fahrt nach Sydney. In  
 Sydney i. a. ein Zoobesuch, denn hier konnte man die  
 niedlichen Koalas auf den Arm nehmen. Die Sydney  
 Oper und eine Hafenrundfahrt - für mich die schönste  
 Stadt der Welt. Wanderungen in den Blue Mts., dann  
 nach Canberra - Sitz des Parlaments. Über Eden,  
 Mallacoota, Lake Entrance nach Yambic. Wanderung  
 zum Wilson Promontory NP. Auf Phillip Island nach  
 Coles. Interessant wenn am Abend die Pinguine aus  
 dem Meer kommen und ihre Nester mit den Küken  
 aufsuchen. Zurück nach Melbourne. Melbourne angesehen -  
 eine sehr schöne Stadt. Weiter nach Ballarat (Freilicht-  
 museum). Zurück zur Küste nach Torquay zur Great  
 Ocean Road - wieder ein Highlight. Nach Hobart zum  
 Tasmanians NP - Wanderungen. Über Maldon, Bendigo,  
 Kerang (Ibis Kolonien) Mildura, Berri zum Murray -  
 River. Hahndorf (Weinbaubereich - von Deutschen ge-  
 gründet) nach Adelaide. Flug nach Perth zur Westküste.  
 Eine Fahrt zum Wave Rock beendet unsere Reise.





## Ausgebremst

*Für Lisa*

Ausgebremst war jahrelang das Lieblingsspiel meiner Kinder. Einem Formel 1 Rennen gleich gilt es nach Boxenstopp und riskanten Überholmanövern mit seiner Spielfigur als erster über die Ziellinien der acht Pisten zu donnern.



### Dezember 2019

Zuletzt gespielt haben wir Ausgebremst an Heiligabend. Heiligabend 2019. Nachmittags vor dem Kirchengang. Die Welt war in Ordnung.

### März 2020

Keine drei Monate später: Ausgebremst hat eine komplett andere Bedeutung. Jetzt ist Ausgebremst eine Zustandsbeschreibung. Die Welt wurde ausgeknockt. Es geht um Leben und Tod, so die Worte von Armin Laschet, dem Ministerpräsidenten von NRW. Nicht mehr und nicht weniger. Ausgebremst hat uns ein Virus: Sars-CoV-2. Das sogenannte Coronavirus.

Mein Tag beginnt gewöhnlich mit der Lektüre der hiesigen Zeitung. Am 24. März 2020 sind auf den 40 Seiten des Schwarzwälder Boten nur neun Seiten ‚Corona frei‘. Zu diesem Ergebnis kommt mein Mann. Jeden Morgen

durchforstet er das Blatt darauf. Er ist seit Februar in Rente. Aber nicht nur er, auch ich habe Zeit. Viel freie Zeit. Nein, es sind keine Ferien. Und trotzdem: Seit einer Woche sind die Schulen geschlossen. Ich muss nicht arbeiten.

Mein erster Gedanke: Jetzt also noch mehr Gelegenheit zum Laufen. Seit vielen Jahren walke ich regelmäßig mit Freundinnen. Mehrmals die Woche. Ich kenne den Wald und die Wege in- und auswendig. Weiß, bei welcher Witterung je nach Windstärke, Niederschlagsmenge oder Eisglätte, welche Strecke die passende ist. Dabei grüßen wir die wenigen Passanten, die uns begegnen. Sie grüßen zuverlässig zurück. Wir erkennen die Läufer, die wie wir regelmäßig unterwegs sind. Wenn es sich ergibt, freuen wir uns über ein kurzes Gespräch. Der beiläufige Smalltalk: ein lieb gewonnenes Ritual.

Seit kurzem ist das Coronavirus keine abstrakte Gefahr mehr. Nicht mehr weit weg in Wuhan. Es ist hier. Hat sich in Althengstett eingenistet. Hält sich hartnäckig. Unsichtbar für unsere Augen. Dauergast in unseren Köpfen. Schwer zu verdrängen.

Ich walke noch immer. Jeden zweiten Tag. Nicht mehr mit meinen Freundinnen. Jetzt an der Seite meines Mannes.

Er hat ein ambitioniertes Tempo drauf. Ich kenne es. Wir sind schon oft zusammen gelaufen. Allerdings bislang immer im Urlaub. Am Strand, in den Bergen, rund um einen See. Nun also im Unteren Wald.

In diesen Tagen ist das Wetter stabil. Es zieht uns hinaus. In die Natur.



Es ist kurz nach elf. Wir haben gerade das Biotop bei Ottenbronn passiert. Sind kurz vor der Streuobstwiese. Etwa die Hälfte der Strecke ist geschafft. Mein Blick geht hinauf zum wolkenlosen Himmel. Über uns ein Rotmilan. Gut zu erkennen an seinem gegabelten Schwanz. Mit ein paar wenigen kraftvollen Flügelschlägen zieht er sich hinauf in die Lüfte, um dann ruhig und majestätisch seine Kreise zu ziehen und die freien Felder mit Argusaugen nach Beute auszuspähen.

Mein Mann und ich reden nicht viel. Wir sind jetzt Tag und Nacht zusammen. 24 Stunden. Rund um die Uhr. Es gibt nicht viel Neues, was wir uns noch nicht erzählt haben. Die spärlichen Gespräche sind monothematisch. Wie hoch ist die Zahl der Neuinfizierten? Wie steil der Anstieg der Kurve? Wie hoch die Fall- und die Verdopplungszahlen? Was sind die neuesten Erkenntnisse der Experten? Was sagte Gesundheitsminister Jens Spahn im vergangenen ARD Extra? Was die Virologen Kekulé bei Lanz und Drosten im NDR Podcast? Wieder und wieder die Fragen, die uns niemand wirklich beantworten kann oder will: Warum gibt es nicht ausreichend Schutzmasken? Was würde uns persönlich eine Infektion anhaben können? Bekommen wir italienische Verhält-

nisse? Was wird aus der geplanten Hochzeit unseres Sohnes im Juni?

Mein Mann und ich laufen in unterschiedlichen Schrittlängen, aber dennoch im gleichen Tempo. Synchron. Wir sind schnell. Als könnten wir dem Virus entfliehen.

Außer uns sind noch viele andere Menschen unterwegs. Mehr als sonst. Viel mehr. Kreuzen unsere Wege. Ich achte penibel auf den gebotenen Sicherheitsabstand. Zu unser aller Sicherheit. Mindestens 1,50 m. Besser 2 m. Beim Überholen oder bei Gegenverkehr lasse ich mich hinter meinen Mann fallen. In seinen Windschatten. Grüße meine Gegenüber wie immer. Ganz automatisch. Seit vielen Jahren so ein- und ausgeübt. In Fleisch und Blut übergegangener Automatismus. Warte... Warte auf Erwiderung. Doch nun: vergeblich. Nichts! Da kommt tatsächlich nichts zurück. Anfangs will ich es gar nicht wahrhaben. Denke an einen dummen Zufall. Nein, es ist kein Zufall, es zieht sich durch. Ein lieb gewonnenes Ritual, das jahrelang funktioniert hat, ist plötzlich außer Kraft gesetzt. Ich empfinde dieses Verhalten als Zurückweisung. Als persönlichen Angriff. Bin verunsichert. Woran mag es liegen? An dem Gegenüber? Es sind nicht die üblichen Verdächtigen. Keine bekannten Gesichter. Es sind hauptsächlich Paare, Familien, Mütter oder Väter mit kleinen Kindern. Ich frage mich: Sind sie noch nicht mit diesem ungeschriebenen Höflichkeitsgesetz vertraut oder sind sie ganz einfach ignorant? Ich bin wütend.

Zu Recht?

Das todbringende Virus hat uns verändert. Selbst geschätzte Mitmenschen sind nunmehr zu potentiellen Feinden geworden. Je-





der könnte das unheilvolle Virus in sich und somit übertragen. Tröpfcheninfektion. Feuchte Aussprache. Bei genauerem Hinsehen beobachte ich mich selbst dabei, wie ich peinlich genau darauf achte, dass nicht nur ich alle Vorsichtsmaßnahmen einhalte, sondern auch alle Menschen um mich herum. Ich begegne ihnen mit Argwohn. Spiele den Aufpasser.

Bin ich egoistisch geworden? Mag sein. Jeder ist sich selbst der Nächste, heißt es. Aber geht es wirklich um mich? Ich bin Anfang sechzig. Risikogruppe. Aber ich bin gesund. Bei der Gefahr durch das neuartige Virus denke ich weniger an mich. Viel eher an meine Mutter. Und noch viel mehr an Lisa.

Lisa hat Brustkrebs. Schnell wachsend. Sehr schnell wachsend. Erblich. Nach der Diagnose das übliche Prozedere. Mehrere Zyklen Heilung versprechende Chemo-Cocktails. Mit all den bekannten Nebenwirkungen. Gefolgt von Bestrahlungen. Und schließlich die OP. Ausgerechnet in den sorgenvollen Tagen der Pandemie. Schnell musste es gehen. Sehr schnell, bevor die Krankenhausbetten anderweitig verplant waren. Lisa ist 36 Jahre jung. Sie ist mein Patenkind. Mit ihr bangen nicht nur ihr Mann und ihre beiden Kinder. Sondern alle um sie herum. Auch ich. Wir alle wissen, ihr Immunsystem ist gestört.

Lisa steht nur für ein einziges Beispiel unter ganz vielen anderen der diversen Risikogruppen. Ihnen allen gilt unsere Rücksichtnahme. Unsere Disziplin. Reduzieren wir unsere Kontakte. Halten wir Abstand. Für sie alle werden wir ausgebremst. Genau diese Geschichte geht mir durch den Kopf, wenn ich wieder einmal hadere mit der jetzigen Situation. Wenn ich im fünften und sechsten La-

den immer noch kein Toilettenpapier gefunden habe. Wenn über die Osterfeiertage die Kinder nun doch nicht wie geplant kommen können. Wenn es keine Sportübertragungen im Fernsehen gibt. Keinen Fußball, keine Formel 1. Wenn ich den grauen Ansatz meiner Haare beim Friseur nicht überpinseln lassen kann. Wenn ich meine Freundinnen nicht treffe, sondern mit ihnen telefoniere. Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

### April 2020

In diesen entschleunigten Tagen ist einer wie der andere. Monotonie ist zur Normalität geworden. Eine Woche nach der anderen schleicht dahin. Noch immer gilt unser aller Aufmerksamkeit den aktuellen Zahlen. Unser Augenmerk richtet sich neuerdings nicht mehr auf die Verdopplungszahl. Vielmehr auf die Reproduktionszahl. Jetzt, Mitte April liegt diese bei ungefähr eins. Ein guter Wert. Ein lang herbeigesehntes Etappenziel ist erreicht. Eine leichte Entspannung ist wahrnehmbar. Die Regierung reagiert. Gibt Lockerungen bekannt.

Die anfängliche Hysterie ist auf der Strecke geblieben. Die Menschen haben sich an die Bedrohung gewöhnt, gelernt mit ihr zu leben.





Es ist ein Sonntag. Mein Mann und ich walken wieder einmal im Unteren Wald. Exakt 30 Menschen laufen uns über den Weg. Alle mit dem nötigen Abstand. Und alle, wirklich ausnahmslos alle, grüßen zurück. Ich nehme es mit Freude zur Kenntnis. Geht doch! Ein freundlicher Gruß: Balsam für die Seele. Mehr denn je.

### Mai 2020

Fast geräuschlos sind wir in den Mai hinübergeglitten. Mit ihm sind wieder einige Veränderungen ins Land gezogen. Seit Anfang Monat verfolgen wir die Zahl der Neuinfizierten in den Kreisen. Je hunderttausend Einwohner pro Woche darf sie die Marke von 50 nicht überschreiten.

Die Angst vor dem krankmachenden Virus schwindet. Weicht zurück. In den Hintergrund. Ganz allmählich. Die Verkrampfung löst sich. Wie zäher Nebel. Durchatmen. Erst einmal. Bis zur möglichen zweiten Welle. Positive Signale zeichnen sich ab. Langsam. Schemenhaft. Erkenntnisse der Wissenschaft sickern durch. Keine Entwarnung. Aber Orientierung.

Für alle? Nein. Hirngespinnste schießen ins Kraut. Auf Gedeih und Verderb. Wild wuchernd. Gewachsen in den Köpfen einiger Verirrter in den vergangenen Wochen des scheinbaren Stillstands. Von dunklen Mächten befeuert. Aus ihnen nährt sich eine mutierte, eine andere, vor allem virtuell verbreitete Gefahr. Den verführerischen Stimmen diverser Verschwörungsgläubiger verfallen. Im Netz. Auf der Straße. Zunehmend. Immer lauter. Laut, zerstörerisch und fatal.

Mein Optimismus bleibt. Ich schaue positiv nach vorn. Bin sicher. Es ist greifbar, das legendäre Licht.

Unser Vorrat an Toilettenpapier türmt sich in bisher unbekannten Dimensionen. Wir sind Besitzer und Nutzer von Einwegmasken, Stoffmasken und eines Visiers. Mein Friseurtermin ist eingetütet und demnächst wird die Fußballbundesliga ohne Zuschauer vor Ort fortgesetzt. Die Formel 1 bereitet sich auf den Saisonauftakt vor. Am Wochenende bekommen wir Besuch von unserem Sohn und seiner Freundin. An Himmelfahrt schaut unsere Tochter bei uns vorbei.

Neue Erfahrungen haben uns einiges gelehrt. Wir wissen, was ein Lockdown bedeutet. Was Aerosole sind oder Cluster. Kennen den Beruf der Modellierer. Sind überzeugt vom Nutzen einer Tracing-App.

Trotzdem werden wir und sind wir noch immer ausgebremst. Erst kürzlich ein weiterer Coronafall in Althengstett. Aber wir nehmen wieder Fahrt auf. Peu a peu. In die richtige Richtung. Stets bremsbereit. Die Gefahr lauert. Ist mit an Bord. Wir bieten ihr Paroli. Gehen an unsere Grenzen. Wahren Distanz. Noch immer. Auch wenn wir erfahren, Geduld und Disziplin sind nicht unendlich verfügbar. Wir wissen: Das Rennen ist noch lange nicht zu Ende. Noch steht der Sieg in den Sternen. Er wird uns einiges abverlangen. Will hart erkämpft werden. Der Gegner sitzt uns im Nacken. Im Rückspiegel sehen wir, wie er uns gefährlich nahe kommt oder leicht zurückfällt. In der vierzehntägigen Rückschau bekommen wir die Quittung für unsere Pannen und Ausrutscher. Wir fahren auf Sicht. Es gibt keine Alternative. Wir wissen, es lohnt sich. Das Ziel vor Augen: Ausgebremst nur noch ein Brettspiel für 3-6 Personen.

» Claudia de Buhr





## Ein kleiner Junge erlebt das Kriegsende im Neckartal

Im Mai 1945, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging, war ich vier Jahre alt, aber unauslöschlich hat sich mir einiges eingeprägt:

Dauernd gab es gegen Schluss des Krieges bei uns Fliegeralarm, und an einem März-Tag im Jahr 1945 heulten die Sirenen in meiner Heimatstadt Neckarsulm sehr lange. Meine Mutter und ich liefen aus dem Haus, das am Stadtrand lag, und rannten unseren großen Garten hinauf, denn dort hatte die Mutter mit dem Opa (Vater war ja im Krieg) in der hintersten Ecke in einen Hang einen Unterstand gegraben. Über uns hörten wir ein lautes Brummen und Dröhnen, viele feindliche Flugzeuge kamen heran. Schnell huschten wir in unsere Höhle, dann begann die Erde zu schüttern und zu beben.

Ein heftiger Bombenangriff traf unsere Stadt! Mutter warf sich in unserem Bunker über mich, um mich zu schützen, doch das gefiel mir nicht, ich krabbelte unter ihr wieder hervor. Als es wieder ruhig war, traten wir ins Freie. Riesige hässliche schwarze Qualmwolken türmten sich übereinander, stiegen unendlich hoch und verdunkelten schließlich die Sonne. Erst zwei Tage später liefen wir in die Stadt hinein, immer noch kam Rauch aus manchen Kellerfenstern. Und weit kamen wir nicht, denn aus der Innenstadt war ein riesiges Trümmerfeld geworden. Zum Glück waren zuvor Luftschutzbunker am Rand der Stadt gebaut worden, die Menschen waren

dorthin geeilt und alle waren mit dem Leben davon gekommen.

Doch das Auftauchen feindlicher Flugzeuge konnte auch für Menschen schlimme Folgen haben. Wir hatten in der Nähe einen Milchladen, der Besitzer stieg, wenn die Sirenen einen vorbei fliegenden Verband meldeten, aus Neugier auf den Speicher und besah sich mit einem Fernglas durch das Dachfenster die fremden Maschinen. Doch ein Bordschütze entdeckte ihn, er hielt ihn wohl für einen militärischen Beobachter, eröffnete das Feuer – und traf! Die siebenjährige Tochter, die neben ihrem Vater stand, wurde tödlich getroffen, der Mann selbst verlor in dem Kugelhagel ein Bein.

Doch dann wurden wir von den Amerikanern besetzt. In den Kasernen am Rande der Stadt waren bis zum Schluss deutsche Soldaten gewesen, doch sie zogen rechtzeitig von dannen und überließen Neckarsulm kampflos den „Amis“ – was gut war, denn die hatten bei der Inbesitznahme des Ortes keinerlei Verluste erlitten und zeigten sich uns gegenüber daher nicht unfreundlich. Und so verlief meine erste Begegnung mit einem Amerikaner recht angenehm: Bei einem abendlichen Spaziergang mit der Mutter kam uns ein farbiger GI mit seiner jungen deutschen Freundin entgegen. Er strich mir mit der Hand über meinen blonden Haarschopf und rief: „Sonny Boy!“ Dann bot er mir etwas Schokolade an.





Aber als „Kriegskind“ kannte ich diese Herrlichkeit nicht, ich mochte sie nicht und spuckte sie gleich wieder aus. Alle lachten.

Doch die Amerikaner blieben lange in unseren Kasernen, es war wohl ein Panzerregiment. Denn auf unseren Landstraßen waren sie immer wieder einmal kolonnenweise unterwegs. Es war im Sommer in den fünfziger Jahren, als ich mit meinem Onkel auf dem Motorroller auf so eine Kolonne stieß: Das Gerassel der Ketten, der mächtige Lärm der Motoren machten mir Angst, und als der Onkel zum Überholen ansetzte, rief ich: „Onkel, nicht!“ Da scherte er wieder ein und verzichtete auf das nahe Vorbeifahren an diesen Kolossen auf der schmalen Straße.

Und dann war man in Neckarsulm einmal froh, dass die Amerikaner da waren. Es geschah in den sechziger Jahren, als am Güterbahnhof in einer Brennstoffhandlung ein Feuer ausbrach. Der Pförtner eines nahen größeren Industriebetriebs sah die Rauchwolke aufsteigen und alarmierte die Werksfeuerwehr, die umgehend ausrückte und mit der Brandbekämpfung begann. Die folgende Interna weiß ich von einem Cousin, der damals als Mitglied der Werkswehr dabei war:

Schließlich kam auch die städtische Freiwillige Feuerwehr angefahren, doch über die Verstärkung brach keine Freude aus, denn zwi-

schen den Feuerwehrkameraden kam es zu einer hitzigen Diskussion darüber, bei wem hier die Lösch-Hoheit liege. Die städtische Wehr beharrte darauf: „Des isch unser Feuer!“ Da rollten die Werksleute ihre Schläuche wieder zusammen und zogen sich grollend zurück. Aber nicht lange, dann rannten die Stadt-Wehrmänner plötzlich davon!

Die Brennstoff-Firma betrieb auch einen Großhandel für Schweißtechnik, und so lagerten hier auch viele Sauerstoff- und Acetylenflaschen, die infolge der Hitze jetzt zerplatzten. Gefährliche Splitter zischten umher – den Männern der Stadt-Feuerwehr blieb nur noch, den Brand aus größerer Distanz zu beobachten. Doch die amerikanischen Soldaten verfügten über eine „Löschkanone“, sie wurden nun um Hilfe gebeten und sie kamen umgehend. Der gewaltige Wasserstrahl aus dem US-Gerät löschte jetzt die Flammen und kühlte auch die gefährlichen Stahlflaschen, so dass der Brandort dann ungefährdet betreten werden konnte. – Und in den Abendnachrichten wurde landesweit über dieses Ereignis berichtet, die erwähnten Splitter waren auch über die Bahngleise geflogen und hatten das Bahnhofsgebäude getroffen, so dass der Zugverkehr auf der viel befahrenen Neckartalstrecke vorübergehend eingestellt werden musste. So war meine Heimatstadt Neckarsulm damals eine Weile in aller Munde.

» Dieter Hübner





## Oft ist's nur eine Kleinigkeit...

CORONA, dieser Begriff hat seine Unschuld verloren. Ursprünglich bezeichnet er etwas Schönes, Hoffnungsvolles. Aus dem Lateinischen übersetzt bedeutet Corona „Krone“ oder „Kranz“. Auch in die Werbung ist Corona eingezogen und positiv besetzt, weil man es mit Angenehmem wie Bier, Zigarren oder einer Automarke aus den Siebzigern verbindet. Doch diese Zeiten sind vorbei. Jetzt sehen wir Unheilvolles und Unkalkulierbares in dem Wort.

Aber muss das so sein?

Alles hat seine zwei Seiten. Es gibt eine alte Cherokee-Legende über einen Großvater, der seinem Enkel von den zwei Wölfen erzählt, die in jedem von uns miteinander kämpfen. Der eine Wolf ist voller **Angst**, Wut, Neid, Trauer, Gier, falschem Stolz und Ego. Der andere ist voller Freude, Friede, Liebe, **Hoffnung**, Demut, Güte, Aufrichtigkeit und Mitgefühl. Der Enkel fragt: „Welcher Wolf wird gewinnen?“ Und sein Großvater antwortet: „Der, den du fütterst.“

Wie schön, wenn das so einfach wäre.

Diese Geschichte habe ich in dem Buch „Der Schlafmacher“ von Michael Robotham entdeckt. Man liest ja wieder mehr! Es handelt sich dabei um einen Krimi. Krimis lese ich be-

sonders gern, denn sie sind spannend, manchmal bekommt man Gänsehaut, **a b e r**, man weiß, sie gehen meist gut aus.

Ja, die Wölfe – je nachdem wie ich sie füttere, ist mein Tag bzw. meine Gefühlslage geprägt: manchmal von Hoffnung und Zuversicht, manchmal von Befürchtungen und Angst oder aber die Stimmung wechselt.

Kleinigkeiten trösten und davon handelt mein Minierlebnis in dieser Coronaphase.

In den neuen Zeiten von Hamsterkäufen musste ich vor ungefähr zwei Wochen feststellen: Im Regal gibt es kein Puddingpulver mehr. Aufgrund dieser Tatsache kann man ohne Weiteres überleben, aber ich fand es erwähnenswert und erzählte einer meiner ältesten Freundinnen am Telefon davon. **Man spricht ja jetzt wieder öfter miteinander.** Schon lange freute ich mich nicht mehr so sehr, wie eine Woche später. Denn in der Post fand ich einen gepolsterten Umschlag, in dem ich einen langen Brief (**man schreibt ja wieder öfter**) und drei Päckchen Puddingpulver fand.

Meine Quintessenz:

„Manchmal kann man nichts machen, außer weiter.“

Und das geht einfacher, wenn man positiv denkend bleibt!



## Ein Erlebnis mit Tiefgang

Es liegt schon lange zurück, aber es ist ein Erlebnis, das ich nicht vergessen kann.

Wir hatten ein Uhren-Schmuck-Silberwaren-Geschäft mit einer großen WMF Abteilung.

An der Front des Hauses, das Schmuckfenster mit Panzerglas gesichert, in der fünf Meter tiefen Passage war rechts in der Mitte der Eingang ins Geschäft und links ein großes WMF Schaufenster. Geradeaus der Eingang ins Haus.

Mein Mann war mit allen vier Kindern verreist. Ich war also allein, als ich mitten in der Nacht durch lauten Krach geweckt wurde. Da schon mehrfach bei uns eingebrochen wurde, war ich furchtbar aufgeregt. Das Donnern hörte nicht auf. Was sollte ich machen, sofort die Polizei anrufen, oder selbst erst einmal nachschauen? Immer und immer donnerte es durchs Haus. All meinen Mut zusammennehmend, schlich ich mich vorsichtig aus der Etagentür in den Hausflur. Eine Treppe runter, erst dann, auf der zweiten Treppe, konnte ich sehen, was da vor sich ging.

Ein junger Mann rannte immer und immer wieder mit dem Kopf gegen die riesige Schaufensterscheibe der WMF Auslage. Es gab noch keine Handys, also musste ich wieder in die Wohnung, um die Polizei zu rufen. Noch ehe die Polizei eintraf, hat der junge Mann mit voller Wucht in die Scheibe getreten. Das war zu viel. Die Scheibe zersplitterte mit lautem Krach in tausend Stücke. Dem Jungen ist nichts passiert. Ein Glück, er hätte sich schwer verletzen können.

Er lief nicht weg, auch nicht als die Polizei kam. Bereitwillig gab er seine Personalien an. Ich musste mich um den Schaden kümmern, die ganze WMF Ware versorgen, die Scherben beseitigen. Alles musste über den Flur, durch einen Eingang, der durch eine Stahltür und zusätzlichem Stahlrolladen gesichert war, ins Geschäft verbracht werden.

Am nächsten Tag kam die Polizei und fragte, ob ich Anzeige erstatten wolle. Etwas erstaunt, weil ich annahm, dass der Anruf schon als Anzeige galt, habe ich einen Moment überlegt.

Sicher, wir hatten den Schaden, aber was war mit dem jungen Mann, warum tat er so etwas?

Was würde ich machen, wenn eins unserer Kinder mal in solch einer Situation steckt?

Ich bat die Polizei, mir die Adresse des jungen Mannes zu geben. Ohne eine Anzeige wollten sie mir die Adresse nicht geben. Anzeige wollte ich nicht erstatten, bat aber die Polizei dem Jungen zu sagen, er solle sich bei uns melden. Das tat er auch. Inzwischen war mein Mann auch wieder zu Hause. Wir haben besprochen dem Jungen eine Chance zu geben. Wenn er bereit ist den Schaden zu bezahlen, würden wir von einer Anzeige absehen. Dann kam eine Geschichte zu Tage, die für sich spricht.

Dieser Junge war eins von vier Kindern aus einer Scheidungsfamilie. Zwei der Kinder bei der Mutter, zwei, so auch er, bei dem Vater. In schlechte Gesellschaft geraten, Tischler-





lehre abgebrochen, herumlungern, trinken. Da er keinen Alkohol vertrug, war es für ihn besonders schlimm. Das war auch der Grund für die Verzweiflungstat mit dem Kopf in die Scheibe zu rennen. An diesem Tag war er mit mehreren Kumpanen in einer Kneipe unserem Haus gegenüber.

Nach einigen Bieren wurde er laut und rüpelig. Der Wirt hat ihn rausgeschmissen. Seine Kumpane sind nicht mit ihm gegangen. Allein, verzweifelt, auch weil das nicht die erste und einzige Sache war, die er im Suff angestellt hat, ist er dann immer wieder mit dem Kopf in die Scheibe gerannt.

Er hat es bereut und hätte es gerne ungeschehen gemacht. Aber wie sollte er den Schaden bezahlen, ohne Job. Mein Mann hatte eine Idee. Er fragte ihn, ob er bereit wäre eine Arbeit anzunehmen, egal welche. Der Junge nickte. Einer unserer Kunden hatte eine Bauunternehmung, den hat mein Mann gefragt, ob er den Jungen als Arbeiter einstellen würde. Gesagt, getan. Von nun an kam er jeden Monat und bezahlte 200 DM. Die Scheibe hatte 1800 DM gekostet, an der Ware war kein Schaden entstanden und für unsere zusätzliche Arbeit haben wir nichts berechnet. Bei dem jungen Mann war noch eine Gerichtsverhandlung wegen eines anderen Deliktes, welches er auch im Suff begangen hat, anhängig. Wir haben ihm angeboten als Leumundszeuge dabei zu sein, doch das wollte er nicht. Bei der nächsten Zahlung hat er dann gesagt, er könne nun ein paar

Monate nicht kommen, weil er Jugendarrest bekommen habe.

Inzwischen waren 800 DM bezahlt.

Sicher war der „Knast“ keine gute Erfahrung, denn als er nach ein paar Monaten wieder kam, fehlte ihm ein Stück eines Schneidezahns.

Demütig, doch erleichtert hat er berichtet, dass er seine Ausbildung weitermachen kann und auch eine eigene Wohnung hat. Von nun an hat er wieder pünktlich seine Raten bezahlt. Die letzten 200 DM haben wir ihm erlassen, weil wir ihm den Start in eine bessere Zukunft erleichtern wollten. Sprachlos hat er sich dann verabschiedet. Wir haben ihn nicht mehr gesehen.

Etwa fünf, sechs Jahre später, haben wir unser Geschäft aus Gesundheitsgründen aufgegeben.

Natürlich macht man bei so einem Ausverkauf auch Reklame in der Zeitung.

Eines Tages kommt ein Mann ins Geschäft und kauft eine Kleinigkeit, ich glaube ein Uhrenarmband. Nachdem er bezahlt hat, hat er etwas zitternd und verschämt gesagt:

**„Ich danke Ihnen, Sie haben meinem Jungen mal sehr geholfen!“**

Das war wohl der Vater!

Ich war so überrascht und perplex. Ehe ich mich besann, war er auch schon wieder weg. Wir sind also nicht ins Gespräch gekommen. Gerne hätten wir natürlich erfahren, wie es dem jungen Mann geht.

**Wir hoffen, gut!!**



## Traum und Wirklichkeit

Im Sommer 1993 ging meine Tochter für ein Jahr nach New Jersey als Au-pair-Mädchen. Im September überraschte sie mich mit einer Einladung. In Newark wurde ich abgeholt. Meine Tochter hatte Urlaub und eine Reise mit der Bahn nach New York gebucht.

Nach 15 Std Fahrt kamen wir am World Trade Center an. Sprachlos staunte ich über die riesigen Gebäude, die so hoch waren, daß fast kein Himmel zu sehen war.

Bei den Twin Towers blieben wir stehen und ich versuchte, bis ganz nach oben zu sehen. Lange standen wir fassungslos da und ich überlegte, wieviele Tausend Menschen da wohl arbeiten. Wie grandios mußte der Ausblick aus ihren Fenstern sein und wie faszinierend wäre es, dort zu arbeiten. Aber es gab noch so viel zu sehen, so gingen wir weiter.

Am 11. 9. 2001 war ich bei meiner Arbeit, wo ich auch Radio hören konnte. Plötzlich kam die Nachricht, daß ein Flugzeug in einen der Türme geflogen sei. Ich war entsetzt und dachte an ein großes Unglück. Sofort rannte ich in den Nebenraum zu meiner Kollegin, die auch schon in New York war. Sie war sprachlos und alle sahen mich verständnislos an.





Zurück in meinem Arbeitszimmer kam  
soeben die zweite Horror-Nachricht, daß  
noch ein Flieger in den anderen Turm  
gekracht war. Da war mir sofort klar,  
daß dies ein Anschlag war. Ich dachte  
an die vielen, vielen Menschen und mußte  
weinen. Zu Hause, als die gesamten Bilder  
im TV gezeigt wurden, war ich noch mehr  
geschockt und konnte es nicht begreifen.  
Die späteren Berichte konnte ich mir  
nicht mehr ansehen, da mir immer die  
Tränen kamen.  
Und das ist heute noch so.



» Elisabeth Günther



## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Ein schönes Erlebnis in meinem Leben als Elektromeister war, bei einem Projekt in Kenia in einem Kinderheim für aidskranke Kinder die Elektroarbeiten auszuführen.

Wesentlicher Gedanke bei diesem Projekt ist, bedürftigen HIV-positiven Kindern ein Zuhause zu bieten, in dem sie Liebe und Geborgenheit erfahren dürfen.

### Projektname: Royal Totos die Königskinder

Aktuell geht es bei dem Projekt Ngechek also im Wesentlichen um den Aufbau der Station.

Eine gebrauchte Turbine konnte bereits angeschafft werden, viele weitere Dinge werden noch benötigt. Später geht es dann um die Versorgung der Kinder.

Der Ort war Ngechek-Westkenia, 100 km von der Ugandischen Grenze in 2000 m Höhe. Es war sicher kein Urlaub im herkömmlichen Sinn, aber genauso teuer.

Verzicht auf Komfort, aber auch die schöne Seite Afrikas erleben zu können und drei Wochen an Stromversorgungsanlagen für das Kinderheim zu arbeiten.

Eine Studie der WHO besagt, dass viele AIDS-Waisen nach dem Tod der Eltern ohne Erwachsenen mit ihren Geschwistern in einer Hütte wohnen. Viele andere sehen keine andere Lösung mehr als sich in den Straßen einer Großstadt mit Betteln und Diebstählen, teilweise sogar Prostitution durchzuschlagen. Was es heißt, in Kenia auf der Straße zu leben, kann man als Westeuropäer nicht nachvollziehen!

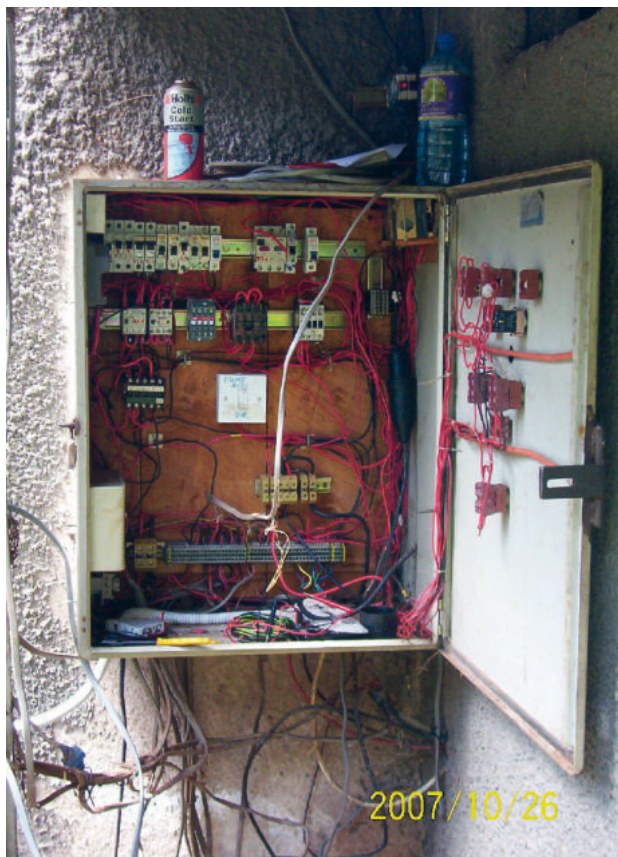
Die Reise war für mich eine Bereicherung für mein Leben.

Ich habe genau so gelebt wie die Einheimischen.

Wenn man so eine Reise macht, muss man bereit sein, einfach zu leben.

Ich bin Gott dankbar, dass ich eine solche Reise machen konnte.

Mir wurde bewusst, dass man auch einfach bescheiden, fröhlich und zufrieden sein kann.









## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Es war im Jahr 1950, ich war gerade 14 Jahre alt, als meine Familie von Stuttgart nach Althengstett zog. Für mich, als Schülerin vom Mädchen-Hölderlingymnasium, in die Calwer Schule mit vielen Jungs zu gehen, war das zu Beginn eine große Umstellung.

Auch in Althengstett war mir alles zuerst sehr fremd und neu. Zum Glück gab es da ein Mädchen in der Nachbarschaft, welches sich sehr schnell mit mir anfreundete.

Bei einem nahegelegenen Bauernhof beobachteten wir eines Tages, wie große Wagen mit Hopfenpflanzen in die Scheune fuhren. Staunend schaute ich den Bauersleuten zu. Plötzlich kamen sie uns entgegen und luden mich und meine Freundin zum „Hopfenzopfen“ ein. Für mich war dies die Gelegenheit,

die Hengstetter Jugend näher kennenzulernen, da wir nicht die Einzigen waren.

Abends, im Dämmerlicht, in der Scheune, bekam jeder einen großen Korb zum Hopfenzopfen. Nun ging die Arbeit, aber auch der Spaß los: Gemeinsam sangen wir: „Hopfenzopfen, Stiel dran lau, wers net ka, solls bleibe lau!“ Ein Lied folgte dem nächsten und wir hatten gemeinsam eine große Freude an der Arbeit. Bei dieser fröhlichen Stimmung füllten sich die Körbe im Nu.

Nebenbei erfuhren wir, dass Hopfen nicht nur eine Pflanze ist, sondern für die Herstellung von Bier und Arzneimitteln kultiviert wird. Hopfen verleiht Bier die Bitterkeit und wirkt als Arzneimittel beruhigend, antibakteriell und stärkend.

Die Mühe wurde am Ende des Abends noch gekrönt mit 10 Pfennig pro Korb. So konnten wir unser Taschengeld erhöhen.

### Hopfen (*Humulus Lupulus*)

#### Ein Kraut, das für »Bierlaune« sorgt

Der Hopfen ist ein Hanfgewächs. Die Pflanze wächst wild, wird aber für die Herstellung von Bier und für die Arzneimittelherstellung kultiviert und in fast ganz Europa, Asien und Nordamerika angebaut. Häufig findet man ihn auch wild in feuchten Gebüschen, an Ufern, Waldrändern und in Hecken. Der Hopfen kam aus östlichen Ländern und wurde erst im 9. Jahrhundert bei uns bekannt, wobei er dem Bier seinen angenehmen Geschmack verleiht und es gleichzeitig vor dem Sauerwerden bewahrt. Denn zuvor nahm man zur Bitterung des Biers Schafgarbe, Mädelsüß, Dost und Eichenrinde. Der Zapfen, der den Bitterstoff Lupulin enthält, verleiht dem Bier seine Bitterkeit. Der Hopfen wurde in den Hopfengärten der Klöster kultiviert. Und das mit dem Hopfen aromatisierte Bier betrachteten die Mönche als eine angemessene Fastenspeise: Es enthält Kalorien, dämpfte die Sinne, war flüssige Nahrung. Als Sinnbild für

Fruchtbarkeit und Gedeihen besteht in Russland die Sitte, die Braut am Hochzeitsmorgen mit Hopfen zu überschütten. Und in Schwaben sagt man, wenn einer nicht gedeihen will: »An dem isch au Hopfa ond Malz verlor.«

#### Erntezeit

Kurz vor der vollen Reife, bevor die Schuppen abfallen, muss der Hopfen geerntet werden. Das ist im Juli und August der Fall.

#### Wirkung und Heilkraft

Der Hopfen wirkt beruhigend, schlaffördernd, aromatisierend, antibakteriell, appetitanregend, verdauungsfördernd, harntreibend, stärkend. Als ein Marskraut entgiftet der Hopfen das Blut. Er wirkt auf sanfte Weise abführend. Der Hopfen hat beruhigende Wirkungen und kann mit gutem Erfolg bei Leiden angewendet werden, die durch Stress und nervöse Anspannung verursacht worden sind. Als eine Bitterstoffdroge. Amara, wirkt der Hopfen appetitanregend

und fördert die Verdauung. Er ist kräftigend und hilfreich zur Behebung von Schwächezuständen und nervöser Erschöpfung.

Die Ärztin und Klosterfrau Hildegard von Bingen betonte die beruhigende Wirkung des Hopfens. So hat sich wohl auch die Bezeichnung »Bierruhe« im Volksmund gebildet. Zudem wirkt er bakterienhemmend und regt als Bitterstoffdroge die Magensaftsekretion an. In der Homöopathie verwendet man die Tinktur der frischen Zapfen als Narkotikum und Diuretikum. In der Aromatherapie hilft die Pflanze negative Emotionen zu überwinden und schmerzliche Erfahrungen loszulassen.

#### Verwendung in der Küche

Bei Nervosität, Hysterie und Schlaflosigkeit hilft ein Hopfentee. Dazu lässt man 15 Gramm getrockneten Hopfen in 275

Milliliter kochendem Wasser zehn Minuten ziehen. Man seiht ihn anschließend ab und fügt etwas Honig hinzu. Der Tee wird heiß vor dem Schlafengehen getrunken.





## Was mich bewegte, und heute noch prägt

Ich bin über 80 Jahre alt und habe den 2. Weltkrieg als Kind mit 6 Jahren erlebt. Was ist noch in meinem Gedächtnis? Die fürchterliche Flucht 1945 im Viehwagen auf Stroh! Ohne Essen und trinken.

Mein Vater war in Ostpreußen Tierarzt. Wir wohnten in Korschen auf einem großen Gut mit Kindermädchen für uns 4 Kinder. Wir wurden mit der Pferdeutsche transportiert und sehr verwöhnt. Mein Vater hatte einen 2. Tierarzt „Dr. Schmalckmann“. Dieser war zu uns extra lieb und nett. Ich bekam von ihm jeden Wunsch erfüllt, für mich war er wie ein Vater. Bei jedem Essen saß ich auf seinem Schoß. Ich habe alles schon als kleines Kind richtig gegessen. Mein Vater war im Krieg.

Er schenkte mir zu Weihnachten<sup>1944</sup> eine wunderschöne große Puppe. Den ganzen Tag hatte ich mir die Puppe im Arm.

Im Februar 1945 mußten wir fliehen, mit dem Viehwagen zum Bahnhof in Korschen.

Dabei waren meine Mutter, meine Schwester Ingrid, mein Bruder Georg und meine Cousine Hamelore 6 Wochen alt, und ich.





Mit vielen Leuten, auf Stroh, lag aneinander  
mussten wir weiter mit dem Viehwagen.

Für mich war es fürchterlich, ich kann diese  
Wagen heute noch schlecht sehen. Die Erinnerung  
kommt oft zurück.

Diese Puppe war mein Talisman, die ich  
mir bewachte, den ganzen Tag im Arm.

Dann kam die Zeit, wo wir keine Milch  
von den Kühen bekamen. Hammele war  
am verhungern.

Da musste meine Mutter etwas Schlechtes  
machen. Sie nahm mir die Puppe weg,  
dann Hammele durchkaute. Mutti hat mich  
sehr getröstet, aber meine geliebte Puppe war  
weg, es tat sehr weh. Mutti hat gesagt,  
ich wäre sehr tröpfig geworden.

Heute ist Hammele meine Halbschwester,  
über die Puppe reden wir noch oft,  
wenn wir zusammen sind.

Was aus dem lieben Dr. Schweckmann  
geworden ist, weiß ich nicht. Aber ich  
werde den Tierarzt und die Puppe  
nie vergessen.

Es war eine schlimme Zeit, ich habe  
gehetzt und habe auch arbeiten gelernt  
ähren lesen, <sup>34g aus kafen</sup> Apfel <sup>Beobachten</sup> stippfle Kartoffel auflesen.  
Wir mussten immer unser Essen verdienen.

Liebe Jourdan



## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Ich, Jahrgang 1940, soll aus meinem Leben eine Geschichte niederschreiben oder ein Erlebnis. Das habe ich noch nie gemacht. Lebensläufe habe ich schon geschrieben, das war's dann aber auch.

Ich bin in Sachsen-Anhalt aufgewachsen. Wir waren drei Kinder, zwei Mädchen und ein Junge. Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft. Jeder von uns musste den Eltern helfen. Ich war die Jüngste, 8 Jahre alt. Meine Aufgabe war es, die Gänse zu hüten. Ob ich das gerne gemacht habe, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls musste ich jeden Nachmittag nach der Schule mit den Gänsen auf die Wiese, denn ohne Aufsicht konnte man die Tiere nicht lassen. Sie wären abgehauen und in fremde Gärten gelaufen. Die Leute waren darüber nicht erfreut. Salat hat den Gänsen natürlich besser geschmeckt als das Gras. In ein Gatter konnte man sie auch nicht sperren und alleine lassen, weil Diebe immer unterwegs waren.

Diese Tiere sind sehr anhänglich und weil sie keine Gänsemutter hatten, war ich jetzt ihre Bezugsperson. Ihr Federkleid war noch nicht ausgewachsen. An manchen Tagen war es etwas kühl, auch mir. Ich legte mich auf die Wiese und wickelte mich in eine Decke ein. Die kleinen Gänse setzten sich ringsherum auf mich. Wir wärmten uns gegenseitig und ich war sehr glücklich. Ich fühlte mich als Gänsemama.





## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Mein Leben fing schon ganz besonders an, denn der kleine Körper war ganz blau als ich zur Welt kam und die Hebamme sagte in ihrem besonderen Dialekt: „Des Kind dants naus, des sei dot“. Doch unser anwesender Hausarzt - der um das Leben meiner Mutter kämpfte (Eclamsie) - sagte aufgeregt zu meinem Vater: Halten Sie das Köpfchen unter einen kräftigen Wasserstrahl und siehe da ich verfärbte mich und mit einem ordentlichen Schrei erblickte ich das Licht der Welt.

Somit war das 3 Mädelshaus komplett.

Mittlerweile sind 6 Jahre vergangen und ich freute mich riesig auf den ersten Schultag mit meiner Freundin Elis, die mit ihren Eltern bei uns im Haus wohnte.

Mein Vater war von Beruf Tapezier- und Sattlermeister mit eigenem Geschäft und uns Mädchen spannte er ordentlich ein. Mit 16 konnte ich schon nähen wie unsere Sattler.

Ich war ein großer Katzenfreund und unsere „Murry“ begleitete mich oft zum Einkaufen und wartete geduldig vor dem Laden bis ich zurück kam. Meine liebe Mutter nähte für uns 3 Mädchen alle Kleider, was ich dann von ihr lernte und viele Jahre für mich und meine Kinder übernahm. Sonntags ging die ganze Familie ins Hochamt, wo Vater im Kirchenchor sang und wir Mädchen später auch. Vater war sehr musikalisch und deshalb mussten wir alle 3 ein Instrument lernen. Die älteste Schwester Zitter, die mittlere Mandoline und ich Gitarre, doch ich hätte so gerne Akkordeon gelernt, aber mein Vater sagte: das ist kein Musikinstrument für ein Mädchen. Mein Lehrvertrag bei einem Steuerberater platzte nach dem Krieg, weil er Parteimitglied war und dadurch keine Lehrlinge mehr ausbilden durfte. Mit 17 verbrachte ich zusammen mit meiner Schwester 1 Jahr in einem Internat, Außer der Haushaltungsschule nahm ich an allen kaufmännischen Fächern teil. Nun ist die Zeit gekommen, wo mein Vater nicht mehr mit dem Auto fahren wollte, so musste also eine von uns 3 Mädchen den Führerschein machen. Meine Schwestern hatten damals nicht den Mut, aber ich war gleich begeistert. Mit einem Kanister Benzin auf dem Gepäckträger radelte ich in unsere Nachbarstadt zu jeder Fahrstunde. So machte ich als 18jährige und erste Frau im 3.000 Seelenort, den Führerschein. Ich wurde noch einige Male von der Polizei kontrolliert, denn ich sah auch noch einige Jahre jünger aus. Ich spielte viele Jahre aktiv Tischtennis. Bis zu Rente arbeitete ich im Büro.

G.S.

» G S



## Es war einmal...

Es war einmal ----- so ca.1962

Alles war sehr einfach – doch jeder war zu dieser Zeit zufrieden!

Meine Eltern führten ein Möbelgeschäft – später Einrichtungshaus im Enzkreis.

Wenn Kunden eine gute Beratung hatten und zufrieden waren, sind sie auch dem Geschäft treu geblieben.

Ein kinderloses Ehepaar in mittleren Jahren erzählte meinen Eltern –ich stand dabei- von ihrer Reise bzw.Ausflug mit der Eisenbahn.

Die Ansprüche auf das Leben waren schwierig und deshalb sehr einfach.

Die „Beiden“ hatten einen sprechenden Vogel, welcher auch mit der Bahn in seinem Käfig mit verreisen durfte. Eine Zeitlang ging alles gut – jeder hatte seinen Platz und war zufrieden.

Der Zug war gut besetzt ---doch plötzlich zeigte der Vogel was er konnte und schrie;

Du oller Affe und noch alle Schimpfwörter, die ihm eingefallen sind.

Dieses Federvieh hatte somit das ganze Zug Abteil unterhalten.

Unsere Familie hat sich damals halb tot gelacht und auch heute denke ich an die vergangene Zeit mit einem schmunzeln zurück

erlebt und im Gedächtnis verwahrt von Helga Vogt





## Heute

Heute: 02.05.2020

Vor ca.sechs Wochen ist der Journalist ULRICH KIENZLE im 83 Lebensjahr verstorben.

Mein Mann und ich haben seine politische Sendung, welche mit einem seiner Kollegen so gegen 21.00 Uhr ausgestrahlt wurde, sehr gerne angeschaut.

Die Kinder waren im Bett und das Tageswerk war vollbracht.

Herr Kienzle war ein „Ur-Schwabe“ und ist am Neckar aufgewachsen.

Er hat zB. Freunde und gute Bekannte so begrüßt:

wo komm'sch denn Du alt's Arschloch her?

Ich denke, der im Schwabenland aufgewachsen ist und die derbe Herzlichkeit kennt, kann diesen Gruß verstehen

In Erinnerung an Ulrich Kienzle von Helga Luise Vogt

» Helga Vogt



## Ich lebe noch

Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt, überstandener Operation, geduldigem Aus-harren in der Hoffnung, wieder auf die Bei-ne zu kommen, eröffnete mir eine Ärztin im Beisein meiner Frau und meines Sohnes, dass man mir nicht mehr helfen könne und ich jetzt sterben werde. Mein Sohn stand kurz vor einer Auslandsreise und so verabschiedete ich mich von ihm für immer. Zum Traurigsein fanden wir keine Gelegenheit, da uns diese Vorhersa-ge geschockt hatte. Ich bat die Ärztin, mir das Sterben ohne Schmerzen zu erleichtern und auf möglichst wenige Tage zu konzentrieren.

Ich wurde in ein etwas gemütlich eingerich-tetes Einzelzimmer verlegt und an eine Mor-phiumpumpe angeschlossen. Mir ging es gut. Ich rief nach und nach meine Freunde an und bedankte mich bei ihnen für ihre Treue. Mein Skatbruder besuchte mich. Wir lagen uns beim Abschiednehmen in den Armen. „Mach’s gut, alter Junge.“ Ich erhielt Anrufe und Briefe. Keiner wollte sich von mir verab-schieden. Ein vierblättriges Kleeblatt und lie-bevolle Anteilnahmen signalisierten mir, du darfst nicht verschwinden, wir brauchen dich.

War ich eigentlich traurig oder verzweifelt, sterben zu müssen? Meine Gedanken und meine Wünsche, wie es nach meinem Tod weitergehen sollte, konzentrierten sich auf die Bürde, die meine Frau nach meinem Tod zu ertragen hat. Nach 56 glücklichen Ehejah-ren machte ich mir fast einen Vorwurf, sie so plötzlich zu verlassen.

Was gäbe es jetzt schnell noch für mich zu er-ledigen, ordnen oder sogar neu einzurichten? Diese Gedanken wurden zur Sorge und hin-derten mich, den Tod zu akzeptieren. Warum muss ich jetzt sterben, da ich keine Schmer-zen habe und noch klar denken kann?

Mein Wunsch war im Schlaf sterben zu kön-nen. Tagsüber brummte das Gerät, das mir über einen längeren Schlauch ein „Weiter-leben“ insistierte. Der Schwebezustand zwis-chen Himmel und Erde stabilisierte sich und die Lebensgeister verließen mich nicht. Mein Wille zum Weiterleben duldet keine Ver-zweiflung. Hallo Körper wir müssen es schaf-fen, präsent zu bleiben.

Ein Ärztewechsel unterstützte meinen Le-benswillen. Jeder Morgen, jeder Tag, jede Stunde meines Daseins wurde durch die Freu-de bereichert: Ich lebe immer noch. Das Kran-kenhauspersonal pflegte mich verständnisvoll und fürsorglich. Eine Therapeutin besuchte mich. Wir unterhielten uns nicht über den Tod, sondern fanden Themen, die fröhlich stimmten.

Einen Tag vor dem Heiligen Abend wurde ich aus der Klinik entlassen. Warum weinte ich? Ich hatte eine nicht eingetretene Sterbepha-se überwunden, den Kampf zum Überleben gewonnen. Nun war ich allerdings am Ende meiner Kräfte angelangt. Auch diese Situati-on galt es zu meistern. Mir kamen die Tränen, weil ich glücklich sein konnte.

» Helmut Wenzel





## Zufall Nummer 1

Vor einigen Jahren unternahmen wir, meine Frau Gerda und ich, sowie mein Schwager Peter nebst Frau eine Bahnreise von hier nach Bremen. Es sollte ein Ausflug für einige Tage sein. In Bremen angekommenen haben wir die bedeutendsten und wesentlichen Schönheiten der Stadt, unter anderen das alte Rathaus mit den berühmten „Bremer Stadtmusikanten“ und dem, wer weiß das schon, angeblich größten Weinkeller Deutschlands leider nur besichtigt, aber keinen Wein zur Probe angeboten bekommen. Von Bremen aus unternahmen wir noch einen Bahnausflug nach Oldenburg. Nach der dortigen Stadtbesichtigung ging es dann am späten Nachmittag zurück nach Bremen. Beim Einstieg ins Zug-

abteil war dieses schon gut besetzt und wir beratschlagten uns gegenseitig, wo noch ein freier Sitzplatz aufzufinden war. Plötzlich sagte eine Frau „hallo, ihr kommt vom Schwabenland, gell, des hört ma glei!“ Sie erzählte dann, dass sie nur einmal im Schwabenland gewesen sei, bei einem Geschäftskollegen ihres Mannes, der sich mit Brillen beschäftigte und das war im Ort Althengstett. Es war kaum zu glauben: sie kannte zwar den Bäckermeister Hermann Schneider nicht, aber den Jakob Vogel, der uns wiederum recht gut bekannt war. Das war unglaublich: da muss man nach Bremen fahren um per Zufall jemanden kennen zu lernen, der einen Mitbewohner aus Althengstett kennt.

» Hermann Schneider







## Was ich Euch noch erzählen wollte...

1. Vor vielen Jahren kam die Mode auf mit Mini (Miniröcke usw.). Jede normale Frau brauchte die kurze Mode. Da gibt es auch heute noch Beispiele dafür: Ich möchte das haben, was modern ist. Oft sind es Schuhe, Brillen, Handtaschen, Frisuren.....und und und!

Da will man doch irgendwie mitreden, oder? Also damals entschloss ich mich zum Kauf eines Minirockes. Der gefiel mir so gut, dass ich ihn ganz hinten in den Schrank hängte, weil mir dabei nicht ganz geheuer war. Aber haben musste ich ihn!

Eines Tages ergab es sich, dass wir mit unseren zwei Jungen zum Kinderarzt mussten. Mein Mann saß schon mit den Kindern im Auto. Da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und zog meinen kurzen Rock an, wobei natürlich auch das dazu passende Shirt und die passenden Schuhe sein mussten. Ich fand alles „cool“ und begab mich nach draußen, lief zum wartenden Auto und stieg ein. Mein Mann machte keine Anstalten um abzufahren, was mich zu der Frage veranlasste, was denn los wäre. Daraufhin sagte er lachend zu mir (wörtlich!!!): „Wo willst Du denn hin mit dieser Arschmanschette?“

Ja, darüber mussten wir noch so manches Mal lachen. Aber irgendwie war dann der Weg für diesen Minirock frei!

2. An meinem Arbeitsplatz hatte ich immer viele Formulare auszufüllen. Wir hatten auch

sehr viel mit Migranten zu tun. Die hatten im Gegensatz zu uns viele Kinder, die teils noch gar nicht hier wohnten. Also musste ich nachfragen: Wohnsitz, Alter, Geschlecht, Name usw. Einmal fragte ich eine Türkin nach dem Alter von ihren Zwillingen. Sie hatte schon vorher ziemlich angestrengt und so gut wie möglich alle Fragen beantwortet. Aber auf meine Frage: „Wie alt sind denn die Zwillinge?“ kam die unsichere Antwort: „Halb Vier!“. Ja, dachte ich und habe sofort übersetzt!!!

3. Mein Chef war sehr geradeaus und nahm kein Blatt vor den Mund. Aber ich war auch nicht besser und habe immer schnell gekontert. Sein Motto war: Wer hart austeilte, muss auch hart einstecken. So weit so gut. Jedenfalls bekam ich damals meine erste Brille. Für meine Begriffe sah die chic aus und stand mir irgendwie. Auf jeden Fall tat das meinen Augen gut und ich brauchte sie wirklich. Dann war mein erster Tag nach einem Urlaub, dass ich bebrillt an meinem Arbeitsplatz erschien. Der erste, der mir begegnete, war natürlich mein Boss. Der sah mich an und sagte: „Na ja, schon wieder eine Brillenschlange!“ Spontan war meine Antwort: „Doch besser wie 'ne Blindschleiche, oder?“ Da war die Angelegenheit ein für allemal geklärt. Das brachte mir den Ruf ein, ich hätte eben immer das letzte Wort.

Na sowas!!!!

## Fliegeralarm | Die Erlebnisse der Calwer Jahrgänge 1935 u. 1936

In den letzten Monaten vor Kriegsende befand ich mich mit meinem damaligen Kumpel Heinz Luibrand (der leider 2004 verstorben ist) zum Spielen auf der kleinen, inmitten der Nagold gelegenen Insel zwischen der Nikolausbrücke und dem Westen-Wagner. Dort befand sich auch ein kleines Wehr sowie ein riesengroßer Baum, der in 2 Hälften geteilt war und einen Hohlraum hatte. Zwischen beiden Hälften waren in ca. 2 mtr. Höhe zwei Eisenstangen angebracht, an denen man gut turnen konnte.

So kam es eines Tages, dass wir beide auf dieser besagten Insel gespielt haben. Doch plötzlich gab es Fliegeralarm und wir konnten unmöglich noch in den Luftschutzkeller zurückgehen. So verkrochen wir uns also in diesem hohlen Baum. Keine 10 Minuten später flogen aus Richtung Wildberg Kampfbomber der Alliierten das Nagoldtal entlang und begannen mit einem wahren Maschinengewehrfeuer von oben und die Einschläge lagen bedrohlich nahe neben unserem Baumversteck. Doch wir hatten deshalb Glück, weil wir rechtzeitig im Hohlraum dieses Baumes verschwunden sind.

Nachdem der Fliegerangriff vorbei war, konnten wir unser gutes Versteck verlassen und begaben uns in die Lederstrasse. Dort sahen wir mit Entsetzen als erstes 2 tote Pferde der Spedition Bauer. Da meine Mutter nicht wusste, wo ich während dieses Fliegerangriffs war, eilte ich schnellstens in den Luftschutzkeller im Gebäude „Sachseneck“, um mich zurückzumelden. Meine Mutter war aber auch nicht dort, weil sie ausgerechnet während des Fliegerangriffs bei einer großen Verkaufsaktion für Staubmäntel bei der Fa. Daur war. Zu gleicher Zeit hetzte meine Schwester Doris aus dem Haus in der Marktstrasse, wo wir bei unserer Grossmutter untergebracht waren, in Richtung Luftschutzkeller im Hause von Dr. Schleich.

Beim Betreten des Luftschutzkellers wurde sie am Eingang noch von einem umherfliegenden Granatsplitter am linken Bein getroffen, wo ein Stück Fleisch herausgerissen wurde und eine stark blutende Wunde entstand. Dort kümmerten sich mehrer Leute um meine Schwester und verbanden sie notdürftig, bis sie ins Krankenhaus gebracht werden konnte. Inzwischen kam dann auch meine Mutter in den Luftschutzkeller und erfuhr von unserem Missgeschick und war natürlich sehr betroffen.





## Eine Geschichte über die letzte Fahrt von Weil der Stadt nach Calw

Ein trauriger Tag, der 27.05.1983 die letzte Fahrt des Calwer Bähnle von Weil der Stadt nach Calw. Am Abend kam der Zug nach Calw, meine Freundinnen, Alma Flori (Raumausstattergeschäft in der Bahnhofstraße), Frau Hiller, deren Mann ebenfalls Lockführer gewesen ist, Frau Schucker und all unsere Kinder waren bereit und freuten uns auf die letzte Bahnfahrt.

So gingen wir schwarz gekleidet mit einem Schild „letzte Fahrt“, Sekt und Gläsern zum (alten) Calwer Bahnhof. Endlich kam der gut besetzte rote Schienenzug bestehend aus Motorwaagen, Steuerwaagen und Beiwagen mit der Zugnummer 798-757-1. Dieser Zug war festlich mit Blumen geschmückt.

Das Zugpersonal bestand aus Paul Rogalla Lokführer, Zugführer Stauch und Schaffner Kurt Schwämmle (genannt Heckenrösle aus Pforzheim) und Philipp Black -Lehrlockführer, der unbedingt die letzten Zugfahrt machen wollte. Er ist zuvor nach Weil der Stadt gefahren, um die letzte Fahrt von Weil der Stadt nach Calw zu übernehmen.

Am jedem Bahnhof, die der Zug passierte haben die Bahnfreunde einen schwarzen Sarg ausgeladen und Abschied genommen. In Heumaden, wo ebenfalls eine Haltestation gewesen war, hat die Musikkapelle gespielt. Nun konnte der Zug die letzte Fahrt fortsetzen und ist mit 90 Stundenkilometern von Heumaden über Hirsau nach Calw gefahren.





Das Zugpersonal bestand aus Paul Rogalla Lokführer, Zugführer Stauch und Schaffner Kurt Schwämmle (genannt Heckenrösle aus Pforzheim) und Philipp Black -Lehrlo~~o~~kführer, der unbedingt die letzten Zugfahrt machen wollte. Er ist zuvor nach Weil der Stadt gefahren, um die letzte Fahrt von Weil der Stadt nach Calw zu übernehmen.

Am jedem Bahnhof, die der Zug passierte haben die Bahnfreunde einen schwarzen Sarg ausgeladen und Abschied genommen. In Heumaden, wo ebenfalls eine Haltestation gewesen war, hat die Musikkapelle gespielt. Nun konnte der Zug die letzte Fahrt fortsetzen und ist mit 90 Stundenkilometern von Heumaden über Hirsau nach Calw gefahren.

Endlich fuhr der Zug auf Gleis 3 ein und dort wurde er mit einen großen Hallo begrüßt. Wir Freundinnen haben Sekt getrunken und haben den Schienenzug verabschiedet. Anschließend ist das ganze Zugpersonal samt den Fahrgästen zu uns ins Café Baumann in der Bahnhofstraße gegangen. Dort haben wir bis morgens um 5 Uhr gefeiert, denn es fuhren keine Busse nach Hause, um die letzten Fahrgäste wieder nach Weil der Stadt zu fahren.

Es ist traurig, dass man in den 80iger Jahren alle Nebenstrecken eig<sup>n</sup>gestellt hat, die jetzt wieder zum Teil aktiviert werden. Auf die erste Fahrt nach Weil der Stadt freuen wir uns heute schon, denn bei der letzten Fahrt sind wir auch dabei gewesen und so wollen wir auch auf der ersten Zugfahrt auf der reaktivierten Bahnstrecke dabei <sup>sein</sup> sein. Diesmal jedoch nicht traurig, sondern feucht fröhlich.







# WIR BLEIBEN IM GESPRÄCH.



» Inge Baumann





## ZEIT

Was soll ich bloß schreiben über die Zeit  
Ich glaubte, das wär eine Kleinigkeit  
Das Thema ich erst super fand  
Jetzt raubt es mir fast den Verstand

Ich hab sie gesammelt die Worte mit Zeit  
Sie starren mich an – schon eine Ewigkeit  
Anstatt zu beflügeln erschlagen sie mich  
Ich bring's grad mal zu einem Gedankenstrich

Ein Zeitzünder würde erhellen  
Ganz bestimmt die grauen Zellen  
Dort oben ist's leer, ja bin ich denn blind  
Kein Geistesblitz übers Großhirn findt

Die Zeit sie jagt und hetzt  
Mein Gott ich bin doch nicht vernetzt  
Warum ist das denn so schwer  
Ich lauf der Zeit jetzt hinterher

Zeitabschnitt, Zeitdokument,  
Worte, die ein jeder kennt  
Zeit heilt die Wunden, Zeit ist Geld  
So geistern Sprüche um die Welt

Zeit lässt verblassen, macht erfahren  
Auch kann sie manches offenbaren  
Zeit ist unendlich, unerbittlich  
Sie ist vergänglich – augenblicklich

Zeit verteilt sehr konsequent  
Mit besonderem Talent  
Die Minuten, Stunden, Tage  
An Bayer, Sachse oder Schwabe

Für alles Leben dieser Welt  
Ganz selbstlos sie bereit sich hält-  
Steht dir zur Seite, hilft genesen  
Kann dich von Kummer auch erlösen

Zeit ist nicht launisch, nicht romantisch  
In ihrem Ablauf ganz pedantisch  
Sie lässt sich keinesfalls vermehren  
Kann absolut nicht wiederkehren

Zeit ist Segen und auch Fluch  
Duldet keinen Widerspruch  
Selbst von den größten Optimisten  
Lässt sich die Zeit nicht überlisten

» Inge Horn





## Wie eine Saarländerin nach Althengstett kam

Es war Ende Mai 1974. Stolz hielt ich das Zeugnis der Pädagogischen Hochschule des Saarlandes in meinen Händen. Es zeigte eine durchaus gute Leistung des 1. Staatsexamens für Lehrer an Grund- und Hauptschulen. Jetzt fehlte nur noch die richtige Stelle. Von 300 Examenskandidaten wurden leider nur 50 in den Dienst des Saarlandes übernommen. Uns wurde geraten, eine Bewerbung an alle Bundesländer zu schicken.

Eigentlich wollte ich nicht so weit weg. Ich war gerade 23 Jahre alt, frisch verliebt und der Glückliche studierte noch in Saarbrücken. Also bewarb ich mich in Trier, Koblenz und Neustadt. Während der großen Ferien sollten die Stellen verteilt werden. Mein alter Spielkamerad Jaky bekam als erster eine Zusage in Trier. Er nahm die Stelle gleich an. Einige Tage später erhielt er noch eine Zusage von Karlsruhe. So meinte er, ich soll doch an seiner Stelle dort anrufen und fragen, ob sie auch mich nehmen würden. Zuerst traute ich mich nicht, weil ich mich dort nicht beworben hatte. Aber dann wagte ich es doch. Ich hatte Glück. Ein netter Mensch empfahl mir, umgehend die Bewerbungsunterlagen zu schicken.

In der gleichen Woche bekam ich noch einen Anruf vom Schulamtsdirektor aus Freudenstadt. Er habe eine volle Beamtenstelle mit 28 Stunden im Bereich Calw. Verblüfft fragte ich, wo das denn liege. Als Antwort bekam ich: im schönen Nagoldtal zwischen Pforzheim und Stuttgart. Ich versprach, mir das Ganze zu überlegen und bat um Bedenkzeit. Der Familienrat tagte. Meine Großmutter bestärkte mich, mir die Stelle doch mal anzusehen. Unser damaliger Schulrektor in Ens Dorf meinte: Ingrid geh, mach es! Eine Versetzung ist leichter als eine Neueinstellung.

Also fuhr ich mit Hans-Georg nach FDS. Wir hatten ein erfreuliches Gespräch mit dem Schulamtsdirektor und er riet mir, nach CW zu fahren und mit den Rektoren zu sprechen. Wir befolgten den Rat und fuhren nach Altburg. Der dortige Rektor war hoch erfreut. Ich sollte eine 3.Klasse mit 23 Mädchen übernehmen. Meine restlichen Stunden sollten auf dem Wimberg an der Hauptschule abgeleistet werden. Es wurde mir ein guter Stundenplan und eine Lehrerwohnung im Schulhaus in Altburg versprochen. Wieder bat ich um Bedenkzeit.



Dieser Tag war voller neuer Erlebnisse und Aspekte, die ich erst verdauen musste. Müde, euphorisch, zweifelnd – so fuhren wir nach Hause zurück. Ein Wochenende zum Nachdenken lag vor uns.

Gleich montags rief der Schulamtsdirektor erneut an und fragte, ob ich mich entschieden habe. Die Schule hatte mittlerweile wieder begonnen und es sei dringend, mich einzusetzen. Also sagte ich zu, wenn man schon so begehrt ist, und landete Mitte September 1974 in Altburg an der Grundschule.

Der Stundenplan war super. Ich brauchte montags erst um 11:15 Uhr anzufangen und konnte samstags um 9:30 Uhr wieder ins Saarland düsen. An der GS unterrichtete ich alles außer Sport, Religion und Handarbeit.

An der HS Biologie, Erdkunde und Deutsch in einer 8. Klasse. Montags und donnerstags war Nachmittagsunterricht, dienstags Lehrerseminar für die 2. Dienstprüfung und mittwochs Konferenztag. Trotz der vielen Arbeit hatte ich mich schnell eingelebt, nette Leute kennen gelernt und eine positive Zeit verbracht.

Nach drei Jahren – damals ging das nicht früher – absolvierte ich die 2. Dienstprüfung, heiratete und stellte einen Versetzungsantrag. Ich wurde aber nicht wunschgemäß nach Freiburg versetzt – dort studierte Hans-Georg mittlerweile – sondern von Altburg nach Althengstett. Hier habe ich eine 2. Heimat gefunden.



» Ingrid Klahm





## Das Leben zwischen Geschenk und Herausforderung

Da ich nun keine Kinder habe, ist auch der Wunsch nach Enkelkindern nicht nur unmöglich, sondern vor allem auch unangemessen.

Da ich nicht einmal sicher weiß, wem ich meinen irdischen Besitz hinterlassen soll, ist es vielleicht müßig, mir zu überlegen, wer möglicherweise von meinem reichen Erfahrungsschatz in irgendeiner Weise partizipieren könnte. Und doch, „die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Vielleicht kann ich durch mitgeteilte eigene Lebenserfahrungen ein gutes Stück weit selbst am Leben bleiben, wenn ich eines Tages nicht mehr auf dieser Erde sein werde. Vielleicht. Die Mühe, es zu versuchen, ist es sicher wert.

Ja, Erfahrungen konnte ich in meinem Leben unglaublich viele machen. Ich möchte mein bisheriges Leben auch als meistens glücklich und gelungen bezeichnen. Aber, was bleibt? Außer die Erinnerung und die Nutznießung des Erreichten für mich selbst? Was kann ich möglicherweise „weitertransportieren“, was eventuell auch anderen Menschen auch hilfreich sein könnte, selbst verständlich, ohne irgendjemanden „belehren“ zu wollen. Was kann ich übergeben, einfach so als Geschenk zum Beispiel, an irgendjemanden, der es haben möchte und im günstigsten Fall auch eine Verwendung dafür finden kann?

Wenn ich nur zehn Minuten Zeit hätte mitzuteilen, was ich persönlich glaube, was für mein Leben besonders wichtig ist, dann ist es dieses:

Die Freude ist ganz bestimmt fast das Wichtigste im Leben. Vielleicht kann ich auch die Liebe erleben, aber dafür, dass ich Freude habe, bin ich in jedem Fall auch selbst mit ver-

antwortlich. Das heißt, ich kann immer selbst aktiv etwas dafür tun, dass ich Freude haben kann. Und Freude ist so wichtig, für alles, was ich anfangen will! Egal, ob es um die Umsetzung einer Berufswahl geht, die mir sehr am Herzen liegt, um die Wahl eines Partners, der mit mir durchs Leben geht, die Gestaltung einer Reise, das Erlebnis eines gelungenen Abends, was auch immer! Alles, was mir wichtig ist, gelingt wahrscheinlich immer viel besser, wenn ich selbstbestimmt Freude und Hingabe in etwas investiere.

Des Weiteren ist Echtsein, im Sinne von Authentizität, ein ganz herausragender Wert für mich. Alles, was echt ist, kommt zumeist auch als echt herüber. Es lebt, es hat Niveau, Eleganz, Berechtigung, Geschichte, Format, individuelle Passform, ... . Echtsein und Ehrlichkeit hängen sehr eng miteinander zusammen. Wer echt und ehrlich mit sich selbst ist, ist nach meiner Erfahrung auch wahrhaftig im Umgang mit anderen Menschen.

Obwohl da bestimmt viele Leute erstaunt sein werden, ist eine meiner unerwartetsten Feststellungen im Leben die, dass es häufig vorteilhafter für mich ist, Arbeit aufzuschieben und nicht sofort zu erledigen. Unglaublich viel Arbeit ist entweder sowieso ganz umsonst, weil die äußeren Bedingungen für eine Erledigung sich beinahe sofort wieder verändern, oder sie erledigt sich durch längeres oder kürzeres Abwarten sozusagen sowieso ganz von allein!

Nie aufgeschoben, wie das Thema Arbeit, habe ich in aller Regel hingegen die Möglichkeit mir selbst oder jemand anderem eine Freude zu bereiten. Dafür ist die Freude einfach viel zu wichtig!





Um für mein „Wohl und Wehe“ immer eine „Halteleine“ oder einen „roten Faden“ zu haben, habe ich immer und für alles einen Plan. Meine Pläne lassen mir jedoch immer genügend Platz für Spontanität, Lebensgefühl, Unvorhergesehenes, Erkundungsgeist, ... schon von ihrer „Bauart“ her. Ich habe festgestellt, dass fast alle Menschen sozusagen eine „automatische Instanz eingebaut“ haben, der ihnen erlaubt so verbindlich an ihrem Plan festzuhalten wie nötig, um sich sicher zu fühlen. Je nach Situation oder Erfordernis sind jedoch die meisten intuitiv bereit, sich zur rechten Zeit auch von ihrem Plan „dosiert freigesetzt zu distanzieren“, um je nach dem etwa den Nutzen ihrer Möglichkeiten zu maximieren oder um Unheil zu verhindern.

Nach meiner Einschätzung bringen die meisten Menschen genau zum richtigen Zeitpunkt Mut und Neugier mit Verantwortung und Toleranz gepaart wirkungsvoll in Einklang mit dem eigenen gefassten Lebensplan. Der Mensch scheint von sich aus den „Willen zum Glück“ zu haben.

» Kerstin Schneckenburger





## Wie eine Landratte schwimmen lernt

Als Kind eines kleinen Landdorfes schwimmen zu können war einst gar nicht so selbstverständlich, wie ich mich als heute über Achtzigjähriger noch erinnere.

Denn in meiner Kindheitszeit gab es weder ein Hallenbad noch ein Freibad in der näheren Umgebung, wenn man vom relativ stets überbelegten, kleinen Becken an der Nagold in Calw beim heutigen Hundevereinsplatz und vom Feuersee in Neuhengstett absieht. Außerdem dauerte es noch Jahre, bis das kriegszerstörte Freibad in Stammheim seine Pforten wieder öffnete.

Schwimmunterricht in der Schule gab es ohnehin nicht und es gab auch noch kein DLRG, wie später zum Beispiel in Neuhengstett.

Aber immerhin war das Freibad in Bad Liebenzell intakt und lud „zum Baden“ ein.

Zusammen mit meinem jüngeren Bruder, der später dann sowieso immer besser als ich schwimmen konnte, hatten wir das Glück, dass unsere Eltern, vor allem unser Vater, darauf großen Wert legten. Und auch, dass sie regelmäßig die Missionsfeste in Liebenzell besuchten, zu denen wir sie „begleiten durften“.

Zu Fuß natürlich ging es dabei bergab. Zunächst am Friedhof Ottenbronn vorbei, über den Zeller Weg, den Wannenweg und einen heute nicht mehr begehbaren Abkürzungspfad, durchs Obere Bad-Hotel und den Missionsberg hoch. Nach den Verkündigungen, dem Singen und Beten im Missionszelt ging es an Sommertagen dann noch zum Freibad runter. Nicht oft, aber dennoch gemeinsam, ging es ab und zu lediglich nur „zum Baden“ nach Liebenzell.

1945, es war vor Kriegsende, das habe ich in besonders guter Erinnerung, mussten wir vor Tieffliegern, den Angriff Pforzheims wohl

vorbereitend, in Deckung gehen und auch Schutz vor den bergab kullernden Holzrugeln suchen.

Bald ging es ohne Eltern, aber mit Freunden, nicht nur zum „Baden“ sondern auch zum „Schwimmen“ ins Freibad nach Liebenzell oder ins Bädle auf dem Brühl nach Hirsau, wo man von Insekten geplagt notfalls in die daneben fließende Nagold flüchten konnte.

Irgendwann war dann das im Krieg zerbombte Freibad in Stammheim instand gesetzt und wurde geöffnet. An schönen Sommertagen war es seitdem dann „unser Bad“. Später ging es dorthin mit dem eigenen Fahrrad, aber zunächst zu Fuß oder auf dem Oberrohr des Fahrrades eines Freundes sitzend über den Altweg, s'Rompelgässle hoch, am Welscha Häusle vorbei, den Hohlweg nonter am Bauernhof (den Stadtteil Heumaden gab es damals noch nicht), an der LUFAG und am Sägewerk Jäck vorbei zum Freibad.

Einmal noch kam der Feuersee hinter dem Backhaus in Neuhengstett zum Zuge. Denn kurz bevor dieser zum Baden ganz gesperrt wurde, haben wir Neuhengstetter und Ottenbronner Kameraden, von der Musterung in Tübingen kommend und mit dem Schleppergespann durchs Dorf fahrend und durstgelöscht über die Absperrung kletternd, im Feuersee nochmals zugeschlagen.

Ich bin dankbar, dass ich recht früh schon schwimmen lernen durfte. Vor allem für die Liebenzeller Zeit mit den Eltern.

Die später folgenden, erholsamen Urlaubstage am Meer und die schönen Ferientage mit der Familie auf Amrum in der Nordsee wären ansonsten sicher „ins Wasser“ gefallen.

Hoffentlich können die zurzeit coronabedingt geschlossenen Einrichtungen für die Bade Freunde bald wieder öffnen.

» Manfred Hammann





## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Ich, Margret Anna!

Juchhu, Mutti hat es nun endlich geschafft und mich bei 38° zur Welt gebracht. Leider wollte sie mich zuerst gar nicht sehen, weil sie nicht glaubte, dass ich nur ein Mädchen war. Sie hatte sich auf Zwillinge eingestellt, weil sie ja so einen großen Bauch bekommen hatte. Nun hat sie nach drei Jungen ein Mädchen bekommen. Und was für eines! Mit stolzen 12 ½ Pfund und 68 cm war ich da. Die Last, die sie in letzter Zeit mit sich herumtragen musste, hatte sie endlich überstanden!

Mein Vater konnte es überhaupt nicht begreifen. Sein erster Kommentar war, das Kind hat ja überlange Beine!

Dann sollte er mich beim Amt anmelden. Mutti wollte unbedingt eine Annegret. Auf dem Weg zum Standesamt kam er leider an mehreren Restaurants vorbei und musste meine Geburt mehrmals begießen. Als er nach Hause kam, war aus Annegret eine Margret Anna geworden. Mutti war gar nicht einverstanden, aber es war nicht mehr zu ändern!

Früher mussten die Mütter zur ersten Untersuchung nach drei Wochen zur Mütterberatung. Als meine Mutter mit mir dort erschien, bekam sie erst einmal Druck vom Arzt, wie sie denn jetzt erst kommen könnte. Aber ich war ja wirklich erst drei Wochen alt, sah aber bereits aus wie ein Dreimonatskind.

Daraus ist dann ein 1,76 m großes Mädchen geworden. DIE MARGRET ANNA!

» Margret Heinecke





## Was ich Euch noch erzählen wollte...

Seit März 2019 bin ich Neubürgerin in Althengraben.  
Mein bisheriges Leben war: 23 Jahre in Sachsen und  
53 Jahre in Brandenburg.

Vom Schwagwald träumte ich und mein Ehemann  
als Urlaubsparadies.

In meiner früheren Heimat haben wir zu  
DDR Zeiten unter schwierigen Bedingungen ein  
Eigenheim gebaut. Das wurde zum größten  
Teil in Eigenleistungen mit Handwerkern in  
Freiabendarbeit, das heißt an Wochenenden,  
errichtet. Das entsprechende Material war sehr  
• oft schwierig zu organisieren. Es wurde  
gekauft und gehandelt. Aber nach 4 Jahren  
war das Haus dann fertig und wir lebten  
dort, am Rande des Ortes, frei und glücklich.  
Da man mein Leben versorgen ist, bin ich  
zu meinen Kindern lieber gezogen und habe  
das noch keinen Tag bereut.

Die Freizeit im Seniorenrat und die  
schönen Fahrten und das gemeinsame Essen  
gefallen mir sehr. Hier bin ich angekommen.  
H. H.

» Monika Herrgoss

## Eine Geschichte aus meinem Leben!

Was uns heute bewegt, ist ein Leben mit dem Coronavirus. Sämtliche uns zur Verfügung stehende Medien berichten von morgens bis abends, fast ununterbrochen von Ansteckungen und Sterbefällen. Ja, es sind erschreckende Berichte. Es wird alles getan, was ohne Zweifel richtig ist, diese Pandemie zu besiegen.

Doch heute gibt es aber auch noch 13 Mio. Kriegskinder, geboren zwischen 33 u. 45, in Deutschland. Diese heutigen Seniorinnen u. Senioren wurden mit Flucht, Bomben und Todesangst groß, ohne Seelsorgen, ohne Psychiater, ohne die modernen Medien wie PC, ohne Bildschirme u. Computer.

Wie oft erlebten sie das unbegreifliche Gefühl des inneren Tröstelns? Bei Angriffen nahm die Unruhe zu, man hoffte, daß die Flieger über die Stadt hinwegfliegen. In welches Gesicht man auch schaute, in allen Augen war große Angst zu erkennen.

Selber lebte ich bis März 1945 in Wuppertal.

Die Royal Air Force griff diese Stadt mit 644 Flugzeugen an. Bevor viele Bewohner die Gefahr erkannten, war es bereits zu spät. Die Sirenen waren kaum verklungen, da detonierten schon die ersten Bomben.

Feuerstürme rasten durch die Straßen der Stadt. Verzweifelte Menschen liefen in Richtung Wupper, doch selbst der Fluß brandte, weil sich Phosphor in den Wasserlauf ergossen hatte. Die Menschen blieben in den durch Gluthitze fußtief aufgeweichten Asphalt stecken und verbrannten am lebendigen Leib. Noch in 100 Kilometer entfernten Sauerland wird der Feuerschein am Himmel beobachtet.

Die Bilanz der Großangriffe: 7000 Tote und 2700 Schwerverletzte. Von 140.000 Wohnungen wurden 60.000 zerstört. Im Vergleich, bis zum 13. April 2020, gab es 3000 Tote insgesamt in Deutschland.





Nun, stellt sich für mich die Frage, bezogen auf die heutige Pandemie:

„Ist es angenehmer zu erstickern oder am lebendigen Körper zu verbrennen“?

Bei diesen Überlegungen müssen wir aber auch noch an die weiteren großen deutschen Städte wie Köln, Hamburg, oder beispielsweise Dresden, an diese Opferzahlen denken.

Diese, selbst erfahrenen Katastrophen, sind es sicher wert, heutigen Generationen - so unseren Enkeln - bildhaft zu machen.

Es ist in den Annalen festgehalten, daß bis zum 8. Mai 1945, dem letzten Kriegstag, über zwei Millionen Tonnen Bomben auf das damalige Reichsgebiet niedergingen.

Nach diesen Horror-Tagen hatte man mit einer Hungersnot zu kämpfen. Im Gegensatz zur heutigen Zeit, leben wir hier und jetzt in einem Schlaffenland. Trotzdem wird Toiletten-Papier, wenn man sich kurz abwendet, aus dem Einkaufswagen gestohlen.

Vergleiche ich heute die staatlichen Unterstützungen, so muß ich danke sagen. Meine Eltern, als Fliegergeschädigte, hatten ihren gesamten Haushalt verloren und bekamen im Sept. 1949 - 200,- DM - . Welch eine goldene Zeit heute.

Des weiteren könnte ich noch, zum Beispiel, von Typhus u. Ruhr Erkrankungen berichten, die unter Kinder und Jugendliche damals grassierte, doch ich denke diese Niederschrift spricht für sich.

Sicher gibt es unter uns Seniorinnen und Senioren weitere Personen die ähnliche Erfahrungen gemacht haben!

Dies ist eine Geschichte aus meinem Leben, das war vor 75 Jahre.







## Eine Seefahrt, die ist lustig...

oder auch nicht, wir werden sehen. Vor etwa zehn Jahren war ich mit dem Segelclub, dem ich seit Jahrzehnten angehöre, dem Deutschen Hochseesportverband Hansa e.V., kurz DHH, auf einem Segeltörn zwischen den kanarischen Inseln. Ausgangspunkt war Puerto de Mogan auf Gran Canaria mit einem wunderschönen Hafen. Unser Segelschiff, eine Beneteau 47.3, ausgestattet mit vier Kabinen für je zwei Personen, Dusche, WC, Küche, Kühlschrank und natürlich Elektronik vom Feinsten für die Navigation, einschließlich Radar, wartete am Samstag Abend auf die neue Besatzung für zwei Wochen. Es handelte sich dabei um einen Segelschulungskurs zum Seeküsten-Schifferschein, den ich sozusagen als Coach begleitete.

Was macht man also, um Selbstversorger auf einem Schiff zu sein, das für zwei Wochen auf See ist? Man kauft ein, Proviant und Getränke. Der örtliche Spar-Markt auf Puerto de Mogan hat uns freundlicherweise alles bis zum Liegeplatz geliefert.

Dann am Sonntag ging es los: Auslaufen aus dem Hafen, Segel setzen und auf guten Wind hoffen – das ist im kanarischen Revier kein großes Problem, denn dort weht ein recht beständiger Nord-Ost-Passat mit drei bis sechs

Windstärken. Der Weg nach Teneriffa dauerte aber trotzdem bis in die Nacht mit einem unglaublichen Erlebnis: Das Meer funkelt im Dunkeln dank der Mikroorganismen und der Sternenhimmel ist fantastisch, denn es gibt kein Streulicht aus der Beleuchtung aus unserer Zivilisation. So wunderschön hatte ich die Milchstraße seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen.

Früh am Morgen sind wir dann im Hafen von Los Christianos auf Teneriffa eingelaufen und haben uns am Vormittag in die Kojen verzogen, denn die Nacht war lang. Am Nachmittag dann ein relativ kurzer Schlag nach La Gomera. Zwischendurch springende Delfine, die auch um das Boot kreisten. Und dann eine Überraschung: Es war der Tag vor dem Rosenmontag. Ganz San Sebastian war aus dem Häuschen. Überall Samba, Samba, Samba. Etwa 300 Meter vom Liegeplatz stand ein Riesenzelt mit einer ebensolchen Soundanlage, die uns bis sechs Uhr am nächsten Morgen beschallt hat, so dass die Wände im Schiff vibrierten.

Also dann am Morgen los und weiter nach El Hierro. Wir wollten unbedingt den südlichsten Zipfel des europäischen Kontinents aufsuchen. Das war eine weitere Strecke, so





dass wir erst am Abend im Hafen Puerto de las Estaca auf El Hierro ankamen. Das war kein Hafen im üblichen Sinn, denn der „Hafen“ bestand lediglich aus einem Kaimauer zum Anlegen der Fähren aus Teneriffa oder La Gomera. Trotzdem konnte man dort im Schutz der Brandung anlegen, musste aber in der Nacht alle zwei Stunden nachsehen, ob die Festmacherleinen nicht zu lose oder zu fest waren, je nach Lage der Ebbe oder Flut. Lustig und erstaunlich war ein Riesenschild an der Mole, auf dem stand, dass diese mit Mitteln aus der EU in Höhe von 1,5 Millionen Euro errichtet wurde. Am meisten hat mich amüsiert, dass der Betrag mit ,34 Cent endete. Also habe ich mir gedacht, ein Steinchen in der Mauer habe ich mit meiner Steuerzahlung dazu beigetragen.

Am nächsten Morgen: Ablegen um mit Kurs Südwest so ziemlich ans Ende der Insel El Hierro zu kommen. Kein Problem mit achterlichem Wind, also Wind, sozusagen von hinten, dann war das auch in fast zwei Stunden geschafft. Herrlich: fast drei bis vier Meter hohe Welle, also wenn das Schiff auf dem Wellenkamm war, sah man nur in die Tiefe und wenn man im Wellental war, sah man ringsum nur Wasserberge. Kein Wunder, dass dann zweien unserer Crewmitglieder schlecht

wurde. Einer davon hatte es nicht geschafft, auf die Leeseite zu kommen und hat dann sich selbst und das Schiff, na, wie soll ich sagen, einfach vollgekotzt. Kein Problem: nach ein paar Wellen war das alles weggespült. Zurück zum Anlegeplatz im Nordosten: Zehn Stunden, weil immer gegen den Wind, das hieß kreuzen, das dauert. So gegen 22 Uhr waren wir dann wieder festgemacht und einigermaßen gerädert.

Der Rest des Segeltörns verlief dann ruhiger und mit einigen Schulungseinheiten, denn nur zum Spaß waren wir ja nicht unterwegs.

» Peter Valjak





## Zufall Nummer 2

Aber es gibt noch einen ganz anderen Zufall, den ich erlebt habe. Mit meinem Nachbarn war ich Ende Februar dieses Jahres, kurz vor Schließung aller Reisen, für zehn Tage auf Lanzarote in Urlaub, in einem Riesenhotel mit über 1000 Gästen, was nicht so unbedingt mein Fall ist. Aber sei es, wie es sei (oder war), das Wetter sommerlich, die Pools beheizt, die Bar immer offen, die Ausflüge interessant, das Essen ansprechend – also ein Urlaub ganz so, wie man ihn sich vorstellt. Und das alles wie immer hervorragend organisiert von unserem hiesigen Reisebüro. Aber jetzt kommt der Zufall Nummer zwei: Eines Abends sind wir mit einem Ehepaar ins Gespräch gekommen, das wohl schwäbische Laute vernahm. Sie waren von Reutlingen angereist und fragten uns natürlich, woher wir kommen – na woher schon, aus Althengstett! Da waren die beiden wirklich erstaunt, denn der Ehemann, so stellte sich bald heraus, kannte nicht nur Althengstett gut, denn seine Mutter, wie er berichtete, hatte ihn im Haus der Fuchsklinge mit sechs Geschwistern groß gezogen! Also, wenn das kein Zufall war: da muss man nach Lanzarote reisen, um jemanden kennen zu lernen, der die Fuchsklinge und damit Althengstett, die Perle am Rande des nördlichen Schwarzwaldes kennt!







## Osterferien im Welzheimer Wald

Kaum war ich aus dem Zug ausgestiegen, kam auch schon das gelbe Postauto angefahren. Ich konnte eigentlich gleich einsteigen, vergewisserte mich aber vorher noch schnell, ob das Postauto auch in die richtige Richtung fahren würde. Los ging's, über viele kleine Dörfer und Weiler. Vor dem Einfahren in ein jedes Dorf, ließ der Fahrer sein Posthorn ertönen und nach einer landschaftlich so schönen Gegend mit saftigen Löwenzahn- und Butterblumenwiesen waren wir auch schon an meinem Ziel angelangt. Helga wartete bereits auf meine Ankuft und einige ihrer neugierigen Freunde waren auch da. Ich durfte bei Onkel und Tante die Osterferien verbringen. Es gab da noch 2 ältere Schwestern, aber die waren schon sooo alt, daß sie nicht mehr zählten und den Bruder Fritz, der ein rechter Lausbub war.

Im Dorf gab es eine Wirtschaft, des Onkels Metzgerei, einen Kramladen in dem es so herrlich duftete. Man konnte dort eingelegte Gurken aus einem Faß kaufen, Brot, Gemüse, Äpfel und es stand ein Glas mit verlockenden Bonbons auf dem Ladentisch, die ein buntes Zuckerblümchen in der Mitte hatten. Es gab auch grobe Ketten für den Hof, Wolle, Seife, Bleistifte, Besen, Nägel und vieles mehr.

Dann war da noch die Kirche, die von einem der Buben regelmässig des Abends geläutet wurde. Ich durfte auch mal! Läuten! War das aufregend! Aber da ich das ja noch nie gemacht hatte, ließ ich das Seil durch meine Hände sausen, anstatt es festzuhalten und die Handfläche brannte danach fürchterlich.

Nachdem die bunten Ostereier und die roten und karamallfarbenen Zuckerhasen gefunden waren, traf sich die ganze Kinderbande hinter der Kirche an einem kleinen Hang. Einer der Buben hatte eine alte halbe Dachrinne mitgebracht und nun konnte das „Eierrugeln“ losgehen. Die Dachrinne wurde ein Stück den Hang hinunter gelassen und man musste nun der Reihe nach sein buntes Ei die Rinne hinunter rugeln lassen. Unten blieb es liegen und dann kam der oder die Nächste dran und wenn das Ei ein anderes berührte, so gehörte einem das berührte Ei, das ganz gebliebene musste unten liegen bleiben. Manche ließen es ganz vorsichtig los, andere wieder mit viel Schmackes und Daumendrücken. Es war spannend, mit Gejohle, Anfeuerungen, Spekulationen, und noch mehr Gelächter. Viele Eier wurden gleich aufgegessen oder die Farben getauscht, ein grünes gegen ein rotes Ei, auch wenn es vielleicht schon eine Delle hatte, rot war beliebt.

Im Dorf wohnte auch eine Flüchtlingsfamilie, eine Oma mit vielen schwarzen Röcken übereinander an, der Vater verdingte sich bei einem Bauern, die Mutter ging als Schneiderin in die Häuser wo sie Wäsche flickte, Kleider enger oder weiter machte, Säume rausließ und auch ganze Kleidungsstücke nähte. Dann gab's da noch den Sohn Karle, der in die Lausbubenbande aufgenommen worden war, obwohl er „a bißle komisch“, schwätzte.

Leider waren die Osterferien bald rum. Vom Onkel bekam ich eine dicke Wurst und ein Stück Fleisch eingesteckt, meine Helga und die Oma mit den vielen Röcken begleiteten mich zum Postauto, das man bald zu hören bekam. Ich war ein wenig traurig, denn es waren schöne Tage gewesen mit herrlichem Sonnenschein, frischer Luft, viel Freiheit und großem Spaß. Aber im Herbst würde ich ja mit meiner Mutter und meiner Oma wieder in den Welzheimer Wald kommen um glänzend braune „Buchele“ zu sammeln, was aber viel weniger aufregend war als das lustige „Eierrugeln“.





## Was ich Euch noch erzählen wollte...

In den letzten 50-60 Jahren haben sich die Lebensverhältnisse insbesondere in den Dörfern gravierend verändert. Für unsere Nachkommen halte ich es erwähnenswert, die Erinnerungen meiner Kinder- und Jugendzeit schriftlich festzuhalten.

Vor meiner Zeit:

Meine Altburger Oma, Rosa Kling (geb. Mast aus Neuweiler) habe ich leider nicht mehr gekannt.

Mein Altburger Opa, Gottlieb Kling wurde 1889 geboren. Sein Elternhaus wurde im Jahre 1904 erbaut. Es war ein für die damalige Zeit typisches Bauernhaus mit integrierem Stall und Scheune. Bereits in den ersten Wochen des Frankreich-Feldzuges 1914 erlitt er einen Schienbeindurchschuss, was ihn für den Rest des Krieges außer Gefecht setzte. Diese Verletzung hat ihn bis zu seinem Lebensende im Jahre 1970 geplagt und behindert, er konnte nur hinkend und mit Stock gehen. Mehrmals wollten ihm die Ärzte seinen Unterschenkel amputieren, was er stets abgelehnt hatte. Stattdessen hat er 56 Jahre lang seine Verletzung täglich neu verbunden. Aus Kostengründen wurden die Binden jeweils gewaschen und wieder getrocknet. Der Altburger Opa überlebte drei Ehefrauen, welche ihm zusammen elf Kinder schenkten. So ein Kinderreichtum war damals ein Segen, um die arbeitsintensive Landwirtschaft zu bewältigen. Um Kosten zu sparen, haben die Klings noch bis in die 1960er Jahre das Getreide von Hand geschnitten, als alle anderen schon längst einen Maschinen-Mähdrescher bestellten. Der Altburger Opa war auch ein leidenschaftlicher Imker. Vermutlich sowohl als Hobby, als auch um Honig zu gewinnen zum Verkauf und für seine Familie. Die Imkerei hat dann einer meiner Onkel, mein Vater und später auch mein

Bruder fortgeführt. In den Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges mussten meine Vorfahren durch die Landwirtschaft nie Hunger leiden. Viele Städter zogen am Kriegsende sogar zum Hamstern übers Land um bei den Landwirten Lebensmittel zu ergattern. Nur das Geld war immer knapp. Als einmal ein Kind sehr krank war, musste eine Kuh verkauft werden um die Krankenhaus- und Arztkosten zu bezahlen.

Im Jahre 1933 wurde mein Vater, Fritz Kling als fünftes Kind von elf in diese Familie geboren. In den ersten Kriegsjahren bekam man auf dem Lande außer den Todesmeldungen nicht besonders viel vom Kriegsgeschehen mit. Die Front war ja weit weg. Lediglich den Bombenhagel auf Stammheim auf der anderen Seite des Nagoldtales hat man in Altburg mitbekommen. Zum Ende des Krieges gab es nur noch verkürzten – oder gar keinen Schulunterricht mehr. Die meisten Lehrer waren im Kriegseinsatz bzw. beim Volkssturm. Bei dem sog. Volkssturm wurden ältere Männer und Jungen ab 15 Jahren mobilisiert und an die Front geschickt. Damit sollte Deutschland noch den Krieg gewinnen. Stattdessen wurden diese unschuldigen Männer und Jungs sinnlos verheizt.

Ein einschneidendes Erlebnis war für meinen 12-jährigen Vater der Einmarsch der Französischen Truppen in Altburg. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er unter den überwiegend marokkanischen Soldaten dunkelhäutige Männer. Es war eine aufregende Zeit für ihn. Mit seinen Freunden sammelten sie zurückgelassenes Kriegsgerät und Munition. Mein Opa hatte immer wieder große Mühe, seine Töchter vor den französischen Soldaten zu schützen, welche lange keine Frau mehr gesehen hatten. Die Jahre nach dem Krieg waren für meinen Vater eine armselige Zeit mit vielen Entbehrungen und Mühe. Arbeit gab es in dem darnieder-





liegenden Deutschland mehr als genug. Im nahen Calw erlernte er den Beruf des Schreiners. Die viele Arbeit mit Schikane und wenig Lohn wurde damals üblicherweise mit dem Argument abgetan: Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Ein Jugendarbeitsschutzgesetz gab es noch nicht. Bald kaufte er sich mit einem Darlehen sein erstes Motorrad. Er träumte davon, als Holzhauer nach Kanada auszuwandern. Einige Zeit arbeitete er dann auch in der Fabrik beim Gauthier in Oberreichenbach, welche Anfang der 1950er Jahre Foto-Verschlüsse herstellte. Meine Mutter, Klara Gall (geb. 1932) aus Agenbach pendelte mit ihrem Fahrrad auch dorthin zur Arbeit. Dort lernten sich die beiden offensichtlich auch kennen. In dieser Zeit unternahmen sie auch ihre einzige Fernreise in ihrem Leben: mit Motorrad und Zelt nach Steibis im Allgäu. Und weil ich alsbald unterwegs war, wurde geheiratet und so war meines Vaters Kanada-Traum bald ausgeträumt. Im Januar 1955 heirateten meine Eltern. Ihr Familienheim war fortan Schneiders-Haus, das Elternhaus meiner Mutter in Agenbach.

In unseren Dörfern hatte fast jedes Haus einen sogenannten Hausnamen, welcher meist nicht identisch mit dem Familiennamen war. Die Herleitung unseres Hausnamens Schneider ging wohl auf meinen Urgroßvater, Johann Georg Gall, zurück, welcher von Beruf Schneider war. Meine Ahne war die Schneider-Marie, mein in dieses Haus eingehesener Vater war der Schneider-Fritz, mein Onkel war der Schneider-Oswald und ich war später der Schneider-Roland.

Mein Vater, der Schneider-Fritz aus dem zwei Dörfer und 8 km entfernten Altbürg, hatte als Reingeschmeckter mit seinem etwas anderen Dialekt am Anfang etwas Mühe, bis er in die Dorfgemeinschaft integriert war. Aber als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und Grün-

dungsmitglied des SV-Agenbach im Jahr 1962 zählte er bald als echter A-bacher. Später war er sogar selbst für ein paar Jahre der erste Vorsitzende dieses Vereins.

Meinen Agenbacher Opa, David Gall (geb. 1902), habe ich leider nicht mehr gekannt. 1952, bereits im Alter von 50 Jahren ist er gestorben.

In den 1920er Jahren hat er beim Bau der Schwarzenbach-Talsperre mitgearbeitet. Diese dient noch heute der Stromgewinnung und wurde bereits 1926 fertiggestellt. Immer sonntags gingen die Arbeiter zu Fuß auf den fast 30 km langen Fußmarsch über das Kleine und Große Enztal hinüber ins Murgtal zur Baustelle. Dort wohnten sie während der Arbeitswoche in Baracken.

In den 1930er Jahren hat er beim Bau der B294 durch das Kleine Enztal zwischen Calmbach und Freudenstadt mitgearbeitet. Der Bau war als Notstandsarbeit ein Teil der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der NS-Regierung.

Meine Agenbacher Oma, Marie Gall (geb. Frey), wurde 1898 in Würzbach geboren. Wir nannten sie nicht Oma, sondern auf Schwäbisch Ahna. Ihr Elternhaus zählte zu einem der stolzen wohlhabenden Würzbacher Bauern, welche eine stattliche Landwirtschaft mit Feldern und Wald besaßen. Würzbach war im Gegensatz zu Agenbach eine reiche Gemeinde mit viel eigenem Wald. Meine Ahna hatte ein lediges Kind. Mein Onkel Oswald (Maisenbacher) wurde 1928 in Würzbach geboren. Es war wohl geplant, dass meine Oma dessen leiblichen Vater heiratet. Aber der war mit den damaligen politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten in Deutschland nicht einverstanden und wanderte deshalb in die Schweiz aus. Meine Oma wollte ihr Elternhaus nicht verlassen, weil sie noch ihren Vater pflegen







musste. Einmal besuchte sie sogar den Vater ihres Kindes in der Schweiz. Dies war die einzige und weiteste Auslandsreise, welche meine Ahne je unternommen hat. Von dieser Reise nach Zürich in die Schweiz schwärmte und erzählte sie immer wieder, bis an ihr Lebensende. Ein lediges Kind zu haben war damals für eine Frau noch eine große Schande. In dieser Situation überhaupt noch einen Ehemann zu bekommen war sicher nicht einfach. Jedenfalls heiratete sie Anfang der 1930er Jahre in das arme Agenbach. Wir wissen nicht, ob mit der Heirat ihres Mannes David Gall auch Liebe im Spiel war oder ob diese Ehe ausschließlich dazu diente, eine Zweckgemeinschaft zu bilden. Sie hatte ein sehr arbeitsreiches Leben mit ihrer kleinen Landwirtschaft und im Haushalt. In den Kriegsjahren arbeitete sie u.a. in der Rüstungsindustrie beim Gauthier in Calmbach. Auch bei den Waldarbeiter-Frauen war sie tätig. Dort hatte sie einmal eine NS-systemkritische Bemerkung über die Politik geäußert und eine Arbeitskollegin hatte sie verraten. Daraufhin wurde sie zum Verhör ins Rathaus vorgeladen. Größere Folgen hatte dieser Vorfall aber für sie nicht.

Aus ihrem Geburtsort Würzbach besaß sie eine Bauern-Tracht. Diese trug sie immer zu Festlichkeiten und besonderen Anlässen wie Hochzeiten, Beerdigungen usw. Dieses, wie sie es nannte Baura-Häs, hielt sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1975 in großer Ehre. Zeugte es doch von ihrer Herkunft aus einem stattlichen Bauernanwesen in Würzbach.

1932 wurde dann meine Mutter, Klara Gall, geboren. Mit Ihrem Halbbruder Oswald sind die beiden zusammen in Schneiders-Haus aufgewachsen. Die kleine Nebenerwerbs-Landwirtschaft mit drei Kühen im Stall reichte aber nicht zum Überleben. Mein Onkel Oswald arbeitete in der Agenbacher Sägemühle und

meine Mutter beim Gauthier in Oberreichenbach. Das einschneidendste Erlebnis meiner Mutter war die Bombardierung Pforzheims am Abend des 23. Februar 1945. Der hell erleuchtete Himmel des brennenden Pforzheims war von dem nur 23 km entfernten Agenbach aus gut zu sehen. Innerhalb von 20 Minuten verloren dort 18.000 Menschen ihr Leben.

Mein Onkel Oswald musste gegen Kriegsende als 16-jähriger mit dem sog. Volkssturm noch zum Militär einrücken. Er kam aber nicht mehr weit. Als er irgendwo in Bayern angelangt war, ging der Krieg zu Ende. Er musste den langen weiten Weg wieder zu Fuß zurück nach Hause gehen. In dieser Zeit kamen auch durch die besetzten Dörfer einzelne deutsche unbewaffnete Soldaten, welche ihre Einheit verloren hatten oder vor den Besatzungstruppen geflüchtet waren. Ein deutscher Soldat, auch ohne Passierschein, traf dabei auf meine Oma und bat um einen Übernachtungsplatz. Es war bei Strafe verboten, solche Leute aufzunehmen oder zu beherbergen. Doch meine Oma dachte, dass es ihrem Sohn ähnlich ergehen könnte. Sie hatte mit dem fremden Soldaten Mitleid und gewährte ihm einen Übernachtungsplatz in unserem Strohschuppen.

1955, mitten im Jahr wurde ich in Schneiders-Haus in Agenbach geboren. Damals waren die Hausgeburten noch allgemein üblich. Es war ein nasser Sommer und die Landwirte hatten große Mühe ihre Heuernte einzubringen. Agenbach war eine sehr kleine und arme Gemeinde im schwäbischen Teil des Schwarzwaldes. Der Grund, warum die Gemeinde keine nennenswerten Besitztümer hatte, liegt an deren Geschichte. Das gesamte Gebiet gehörte früher zu den Ländereien des Klosters Hirsau. Ein paar armen Bürgern wurde jeweils eine kleine Parzelle zur Verfügung gestellt, damit





sie ihr Häuschen bauen konnten. In der Mitte, In den Eichen, wo Agenbach heute am dichtesten besiedelt ist, ist das Zentrum der kleinen sog. Tagelöhner-Siedlung entstanden. Jedes Haus war Selbstversorger mit ein wenig Landwirtschaft und manche auch mit einem kleinen Geißenstall. Die geduldeten Neuen Siedler mussten als Gegenleistung für das Kloster Hirsau Frondienste leisten. Unter anderem musste Wein aus dem Badischen nach Hirsau transportiert werden. Die im Wald am Ort vorbeiführende sogenannte Weinstrasse hat dadurch wohl ihren Namen erhalten.

Bei der Säkularisierung ist der Wald auf der gesamten Markung Eigentum des Staates geworden. Dies ist der Grund, warum Agenbach praktisch keine einzige Tanne sein Eigen nennen konnte, obwohl es mitten im Oberen Wald liegt. Dabei haben die Agenbacher lange Zeit im- und vom Staatswald gelebt. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war die Flößerei ein wichtiger Wirtschaftszweig im Nordschwarzwald. Die wertvollen Schwarzwaldtannen wurden auch über die Kleine Enz hinunter geflößt. Mit dem zusätzlichen Wasser der Großen Enz, der Nagold, des Neckar und des Rheins wurden die Flöße jeweils immer größer, bis diese schließlich das Ziel Holland erreichten. Das Holz war dort sowohl für den Schiffbau als auch als Gründungspfähle begehrt. Die Gebäude der Stadt Amsterdam stehen auf Schwarzwaldtannen. Bei der Agenbacher Sägmühle war eine Einbindestube, wo Flöße zusammengebunden wurden. Bis 1919 wurde auf der Kleinen Enz geflößt. Dann hatte ein großes Hochwasser Stauwehre und Wasserstuben zerstört, welche für die Flößerei erforderlich waren. Die Anlagen wurden nicht mehr aufgebaut, weil die Flößerei unrentabel geworden war. Der Holztransport mittels Eisenbahnen war kostengünstiger. Dennoch gab es für die Agenbacher weiterhin

noch genügend Erwerbsmöglichkeiten rund um den Wald. In dem Staatswald war immer eine größere Gruppe Holzhauer beschäftigt. Auch eine Frauengruppe, die damals sogenannten Waldweiber, waren im Einsatz. Auch ich und ein paar meiner Schulfreunde halfen in den Ferien ein paar Mal im Wald mit. So verdienten wir uns ein paar Mark Taschengeld und hatten jede Menge Spaß mit den Waldweibern.

Die nicht einmal 240 Einwohner Agenbachs bildeten eine selbstständige politische Gemeinde mit eigener Verwaltung und Gemeinderat. Wie arm die Gemeinde war, zeigt ein Schreiben des damaligen Bürgermeisters, Michael Keller, im Jahre 1938. Für seine, die ärmste Gemeinde des Kreises, beantragte er beim Schulministerium einen Staatsbeitrag für die Schule.

Der aus der NS-Haft befreite Gottfried Schumacher wurde 1945 von den Französischen Besatzungstruppen als Bürgermeister eingesetzt. Von 1966 bis 1974 war unser Nachbar, Georg Maisenbacher, unser Bürgermeister. Beide sorgten für den Aufbau der armen Gemeinde durch geschickte Ausnützung von Möglichkeiten.

In den 1970er Jahren kam es im Land zu einer großen Kreis- und Gemeindereform. Der Gemeinderat plädierte für eine Eingemeindung zur Stadt Calw. 1974 stimmten 95% der Agenbacher gegen eine Eingemeindung. Trotzdem kam es ab 1. Januar 1975 zur Zwangs-Eingemeindung nach Neuweiler.

Die Nachbargemeinde Würzbach, eine der reichsten Gemeinden des Kreises, hat sich lange gegen die Gemeindereform gewehrt. Per Gerichtsbeschluss musste aber Würzbach die Zwangsehe der Eingemeindung mit Oberreichenbach eingehen.

In Agenbach war nur wenig Infrastruktur vorhanden. In jedem Haus gab es zwar Strom von





der EVS in Teinach und fließendes Wasser von der Schwarzwaldwasserversorgung. Es gab aber keine Kläranlage und kaum ein Kanalisationsnetz. Toiletten wurden in Gruben am Haus gesammelt und von dort immer wieder auf die Felder verbracht. Das restliche Abwasser wurde in die Natur geleitet. Die Straßen hatten noch keine Namen, waren noch nicht geteert oder asphaltiert. Die Hühner liefen frei auf den Wegen. Man musste immer Slalom laufen um deren Hinterlassenschaften auszuweichen.

Es gab keine öffentlich organisierte Müllabfuhr. Jeder Haushalt verbrachte seinen eigenen Müll auf die gemeindliche Müllhalde. Noch heute ist dort mein erstes Auto, ein VW-Käfer begraben.

Es gab kein Gemeindeblatt. Die aktuellen Neuigkeiten wurden regelmäßig vom Amtsboten ausgeschellt. An den markanten Plätzen im Dorf bimmelte er so lange, bis die meisten Bewohner aus dem Fenster schauten. Dann las er die Bekanntmachungen der Gemeinde vor. Natürlich gab es auch keinen Kindergarten am Ort. Um die Häuser herum spielten wir mit den gleichaltrigen Nachbarskindern. Ich wurde von meiner Ahna beaufsichtigt und betreut. Sie zog mich immer mit dem Leiterwägle mit aufs Feld. Oft waren dort auch gleichaltrige Kinder auf den Nachbarfeldern anwesend. Dort in Feld und Flur und im nahen Wald gab es für uns immer viel zu entdecken. Wir hatten da sozusagen unseren freien und kostenlosen Waldkindergarten.

Damit wir uns nicht zu weit in den Wald hinein wagten, wurde uns entsprechender Respekt eingebläst. Immer wieder wurden uns dazu Schauergeschichten über die Schorch-Agnes erzählt. Der Sage nach soll im Wald zwischen Agenbach und Würzbach der Geist der Schorch-Agnes als Gespenst unterwegs sein. Der Überlieferung nach soll ein Edelmann

aus dem Altburger Schloss ein armes Mädchen aus Rötenbach, die Schorch-Agnes, mit ihrem Kind sitzen gelassen haben. Deshalb erschoss der Bruder der Agnes den Edelmann. Daraufhin erhängte sich dort die Schorch-Agnes mit ihrem Kind. Seither soll dieser Sage nach in dem Wald der Geist der Schorch-Agnes sein Unwesen treiben.

Die meisten Haushalte waren sogenannte Kleinst- oder Nebenerwerbs-Landwirte mit jeweils 2-3 Kühen, zwei Schweinen und wenigen Hühnern im Stall. Haupterwerb war die Waldarbeit im Staatswald, bei Handwerksbetrieben, beim Gauthier in Oberreichenbach oder Calmbach, beim Bauknecht oder in der Deckenfabrik in Calw.

Mein Vater arbeitete bei dem Küchenhersteller Zeyer in Althengstett. Nach der Stallarbeit ab 5 Uhr fuhr er mit seinem Motorrad jeden Werktag, jahraus, jahrein - auch im Winter bei viel Schnee und Kälte - dort hin. Kaum jemand am Ort hatte ein Auto oder Telefon. Überhaupt war das Motorrad unser Haupt-Fortbewegungsmittel. Damit fuhren wir auch regelmäßig zu unserer Verwandtschaft nach Altburg. Meine Mutter saß auf dem Rücksitz. Ich durfte vor meinem Vater auf dem Tank Platz nehmen. Das machte große Freude. Nur die Heimfahrt war für mich immer ein kleines Problem. Bis zum Würzbacher-Kreuz (heute Kreisverkehr) bekam ich noch alles mit. Dann konnte ich meine Müdigkeit nicht mehr beherrschen und schlief ein. Gott sei Dank saß ich ja zwischen den beiden Armen meines Vaters und konnte so nicht vom Motorrad fallen.

Das Problem war, mein Vater hatte nur einen Führerschein für Motorfahrzeuge bis 250 ccm. Deshalb fuhr er sehr lange Motorrad. Mit seinem letzten Motorrad, einer NSU-Fox, bin sogar ich noch ab und zu gefahren bis der Motor kaputt war. Um wettergeschützt unterwegs







sein zu können, kaufte mein Vater dann ein Goggomobil. Dies war eines von vielen Klein-Autos, welche nach dem Krieg bei uns auf den Markt kamen wie Loyd, BMW-Isetta usw. In Calw wurden eine Zeit lang Klein-Autos der Marke Gutbrot gebaut. Für diese hat mein Vater sogar als Schreiner Holz-Karosserie-Teile gefertigt. Unser Goggomobil war für unsere komplette Familie natürlich viel zu klein. Dennoch musste es zum Transport für alles Mögliche herhalten. Einmal kaufte mein Vater irgendwo kleine Ferkel, welche wir dann wieder als Hausschweine gehalten haben. Diese Ferkel wurden zusammen mit meinem Bruder als mitfahrender Passagier im Innenraum befördert. Der Gestank derselben hat meinem Bruder so sehr zugesetzt, dass er sich übergeben musste. Wenn dann an dem Goggo mal wieder irgendetwas kaputt war, hat mein Vater dies meist selbst repariert. Als Handwerker war er sehr einfallsreich und konnte auch viel improvisieren. Einmal war der Kupplungszug unseres Goggo gerissen. Mein Vater hat dann einen Draht vom Kupplungspedal durch den Passagier-Innenraum nach hinten zum Getriebe verlegt. Das war nicht sehr schön oder professionell, aber darauf kam es ja auch nicht an. Hauptsache es war zweckmäßig und kostete nicht viel. Erst Anfang der 1970er Jahre erwarb mein Vater den normalen Autoführerschein und kaufte sich einen VW-Käfer.

Bei all den erforderlichen Reparaturen und Improvisationen habe auch ich viel handwerkliches Geschick gelernt. Rund um Haus, Hof und Feldscheune gab es immer etwas zu basteln. Dies war aber keine Freizeitbeschäftigung zum Vergnügen, sondern diente immer einem ganz bestimmten Zweck. Mein Vater war ja Schreiner und meist gab es deshalb immer eine Arbeit rund ums Holz. Ich musste natürlich immer assistieren und für mich hieß es

dann immer zuerst: „Hole Hammer, Beißzange und Nägel“. Mit den Nägeln waren meist alte, gebrauchte verrostete und krumme Nägel gemeint. Für neue Nägel wollte mein Vater kein Geld ausgeben. Meine Aufgabe war es dann immer, aus alten Brettern die Nägel herauszu ziehen. Die krummen Nägel musste ich dann immer mit dem Hammer gerade klopfen, so dass diese wieder zu gebrauchen waren.

Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre sah man immer wieder einige Kriegsversehrte zum Beispiel mit fehlenden Beinen oder Armen. Der Krieg war ja noch nicht sehr lange zu Ende. Aber über die Kriegsjahre wurde nicht viel berichtet. Entweder wollten die Leute davon nichts mehr hören oder es war ihnen peinlich, sich immer wieder über die schrecklichen Ereignisse rechtfertigen zu müssen. Jedenfalls war bekannt, dass Agenbach in der NS-Zeit als Nazi-Hochburg galt. Immerhin kam damals der Kreisleiter, Georg Wurster, aus Agenbach. Aber so schlimm konnten die A-bacher nicht gewesen sein. Sonst wäre sicher der Josef, ein Zwangsarbeiter aus der Ukraine, nach dem Krieg nicht hier geblieben bis zu seinem Lebensende. Der Josef arbeitete immer gerne im Wald und war ein leidenschaftlicher Pilze-Sammler, er kannte die besten Plätze und hielt diese für sich auch geheim. Auch wenige Flüchtlingsfamilien aus den Ostgebieten sind nach dem Krieg in Agenbach gestrandet, sind hier sesshaft geworden und haben sich gut integriert.

Agenbach hatte zwar nicht viel zu bieten. Aber auf was alle Bürger stolz waren, das war ihr stattliches Schulhaus. Es wurde in den goldenen 20er Jahren gebaut und im Jahre 1927 fertiggestellt. Es war ein Multifunktionsgebäude, diente als Schule, Rathaus, Kirchengebäude mit Glockenturm und Turmuhr, Flüchtlingsun-





terkunft und beinhaltete eine Lehrerwohnung. Hauptsächlich während der Heuernte bzw. im Hochsommer durften samstags alle Gemeindeglieder gegen eine geringe Gebühr im Keller des Schulhauses duschen. Schließlich gab es in den wenigsten Häusern ein Bad oder eine Dusche. Das Warmwasser musste mit einem Holzofen erwärmt werden. Auch alle übrigen Räume wie auch der Schulsaal konnten nur mit einem Holz-/Kohleofen beheizt werden. Dazu mussten immer alle Schüler mithelfen, genügend Brennholz auf den Dachboden des Schulhauses zu schaffen.

Als weitere sehr wertvolle Gemeinde-Einrichtung gab es ein Wasch- und Schlachthaus, welches 1953 gebaut wurde. Die Haushalte am Ort waren noch nicht mit Waschmaschinen ausgestattet. Da war es für die Frauen eine erhebliche Erleichterung, wenn gegen Gebühr die gemeindeeigenen Waschmaschinen benutzt werden konnten. Direkt daran war das sogenannte Schlachthaus angebaut. Im Gegensatz zu einer Hausschlachtung waren hier die notwendigen Einrichtungen vorhanden. Bevor das ausgenommene Schwein in einzelne Fleischstücke zerlegt und zu Wurst verarbeitet wurde, musste immer zuerst der Fleischbeschauer aus Neuweiler kommen. Dieser untersuchte das Fleisch und musste bescheinigen, dass es zur weiteren Verarbeitung bzw. zum Verzehr zugelassen war. Der ehemalige Kohlenkeller dieses Wasch-/Schlachthauses wurde Anfang der 1960er Jahre zum Tischtennisspielen benutzt.

Eine weitere Einrichtung war die Milchsammelstelle (genannt Molke). In demselben Gebäude war auch das Lagerhaus. Hier wurden Waren für den landwirtschaftlichen Bedarf gelagert wie Getreide-Saatgut, Saatkartoffeln, Kunstdünger usw. Betreut wurde es durch einen sogenannten Lagerhalter. Auch mein Vater hat

diese Arbeit viele Jahre ausgeführt. Ebenfalls im gleichen Gebäude ist auch noch heute das Feuerwehrmagazin untergebracht. In der daneben liegenden Arrest-Zelle war seit meines Gedenkens nie jemand eingesperrt.

Ebenfalls am Ort hatten wir sogar - wie damals fast jedes Dorf - eine gute Dorf-Wirtschaft. Das Gasthaus Lamm diente nicht nur zum Einkehren. Da konnten wir als Schulkinder einzelne Essiggurken einkaufen, Limonade oder auch ein Päckle Rahmzuggerla für 10 Pfennig. Manche Männer schickten uns dort hin, damit wir für sie Zigaretten oder Zigarren (Stumpen) kauften. Da gab es für uns natürlich immer ein kleines Trinkgeld. Vom Wurster-Bauer gab es immer das meiste, bis zu 50 Pfennig. Wenn wir dann zum Einkauf ins Lamm kamen, saß eigentlich auch immer jemand am Stammtisch. Drei Häuser oberhalb stand das Haus vom Zimmer-Frieder. Seinen Rufnamen hatte er vermutlich durch seinen Zimmermanns-Beruf. Der Zimmer-Frieder saß zumindest in den Wintermonaten meistens am Stammtisch im Lamm. Als er einmal von jemand gefragt wurde, warum er denn immer im Lamm sei, antwortete er: Weil er dann zu Hause nicht einheizen müsse, das Lamm hätte ja sowieso immer geheizt.

Sogar einen Einkaufs-Laden gab es bei uns am Ort. Unten im Loch (im unteren Dorfteil) hatte die Laden-Marie ihren 1-Zimmer-Laden mit ca. 15 qm eingerichtet. Weitere Mitarbeiten waren zum Betreiben nicht notwendig. Hier konnte man immer die am meisten benötigten Dinge einkaufen. Es gab keine festgelegten Öffnungszeiten. Wenn man etwas kaufen wollte, dann klingelte man bis die Marie aus einem Fenster schaute. Noch aus dem Fenster fragte sie, was man wollte. Ihren Warenbestand hatte sie im Kopf und so konnte sie





schon aus ihrem Fenster schauend sagen, ob sie diese Ware vorrätig hat. Wenn dies nicht der Fall war, dann konnte sie sich ihren Gang in den Laden ersparen.

Etwa auf halbem Weg nach Oberkollwangen steht im Wald am Wegesrand eine Holzhütte. Davor hatte der Harra-Jakob vom Hinteren A-bach seine Arbeitsstelle aufgebaut. Jeden Werktag hatte er hier die Rinde von Rundholz abgeschält. Vermutlich wurde es als Papierholz verkauft. Die Holzhütte diente ihm als Wetter-schutz und Vesperhütte. Mit den vorbeikommenden Leuten hat der Jakob immer gerne ein Schwätzle gehalten. Auch wir Schulerbuben hielten hier mit dem Fahrrad immer kurz bei ihm an.

Als weitere wichtige Institution gab es da noch die Agenbacher Sägmühle. Seit jeher wurde hier mit Wasserkraft Holz gesägt. Dabei fiel natürlich immer viel Sägemehl an. Hier holten sowohl wir, als auch fast alle Landwirte unseres Dorfes Sägemehl ab. Dieses diente zum Einstreuen im Stall und zusammen mit den Ausscheidungen der Kühe wurde daraus Mist. Bei solchen Sägemehltransporten gehörte obligatorisch natürlich auch eine Einkehr in dem dazugehörigen Gasthaus Sägemühle dazu. Der Säger-Adam bewirtete seine Gäste gerne. Dabei erfuhr man natürlich auch immer das Neueste vom Oberen Wald.

In dieser (Nachkriegs-)Zeit wanderten auch noch immer Bettler von Dorf zu Dorf. Auf den Dörfern konnten sie offensichtlich viel eher Lebensmittel ergattern als in den Städten. So kam zum Beispiel eines Abends auch der Blumen-Peter in die Gastwirtschaft und nahm hier unter den Gästen Platz. Es war ein Verwandter des ehemaligen Hoffotografen Blumenthal aus Wildbad. Im heutigen Sprachgebrauch würden wir ihn wohl als Aussteiger bezeich-

nen. Als der Säger-Adam ihn fragte, was er denn gerne hätte, bestellte dieser ganz selbstbewusst einfach Essen-Komplett. Der Säger-Adam kannte ja seinen Gast und wusste wohl, dass dieser nichts bezahlen konnte. Aber ihm wurde ein gutes und nahrhaftes Essen samt Getränk und ein Schnäpsle serviert. Auch bei meiner Oma wurden die Bettler immer freundlich empfangen und durften an unserem Küchentisch vespern.

Der bekannte Autokonstrukteur Ferdinand Porsche stellte in seiner Firma in den 1950er Jahren Traktoren her. Der Vater meines gleichaltrigen Schulkameraden war Verkaufs-Vertreter dieser beliebten roten Porsche-Diesel. Mein Schulkamerad und ich durften mit ihm in seinem VW-Käfer mitreisen, um die interessierten Kunden zu besuchen. Für uns war dies immer ein großes Erlebnis. Zum einen des Autofahrens wegen, als auch wegen dem Reiseerlebnis über die Dörfer des Oberen Waldes. Noch heute, 60 Jahre später, sind von diesen roten Porsche-Traktoren noch einige als Liebhaberfahrzeuge in den Häusern zu finden.

Unser Haus hatte die Adresse Ortsstraße 13, Straßennamen gab es ja noch nicht. Es stand mitten im Dorfzentrum in Sichtweite zu der Milchsammelstelle Molke und dem Stockbrunnen, wo das meiste öffentliche Leben stattgefunden hatte. Am Stockbrunnen hatte früher tatsächlich ein Wasser-Brunnen gestanden. Die gusseiserne Brunnen-Pumpe war leider abgebaut. Dieser Platz war allgemeiner Jugend-Treffpunkt.

In unserem Haus lebten drei Generationen gleichzeitig: Meine Oma, unsere Eltern und wir drei Kinder. Auch eine taubstumme Großtante lebte noch in unsrem Haus. Katharine Gall hatte ihr Zimmer ganz oben unter dem Dach. Sie hatte hier das lebenslange Wohnrecht und







wurde von uns auch gepflegt. Die Kathare diente als Magd ihr ganzes Leben lang bei einem größeren Bauern am Ort. Während der NS-Zeit sollte sie einmal im Zusammenhang mit den Euthanasie-Gesetzen abgeholt werden. Aber die meisten Bürger wussten wohl, was mit behinderten Menschen passieren sollte. Kathares Vater sowie auch der Bauer, bei welchem sie diente, setzten sich für sie ein und bewirkten, dass sie weiterhin unbehelligt ihrer Arbeit nachgehen konnte. Die Kathare hatte zwar einen Holzofen in ihrem Zimmer, beheizte diesen aber so gut wie nie. Wohl auch deshalb ging sie immer sehr früh ins Bett. Früh am Abend musste ich ihr immer das Essen die zwei Stockwerke hoch in ihr Zimmer unter dem Dach bringen. Wenn ich das Licht anknipste, sah ich immer wie die Mäuse über ihre Bettdecke huschten und verschwanden.

Auch ein direkter Nachbar von uns, der Seitzer Fritz war taubstumm und sollte in der NS-Zeit auch aus den gleichen Gründen abgeholt werden. Weil aber nachgewiesen werden konnte, dass auch er weiterhin als wertvolle Arbeitskraft gebraucht wurde, konnte seine Deportation verhindert werden.

In unserem Haus gab es natürlich keine Zentralheizung, kein Bad, keine Dusche und kein fließend warmes Wasser. Die Plums-Klos waren bei den meisten Häusern außen am Haus angebaut, waren nicht beheizt, hatten keine Wasserspülung und kein elektrisches Licht. Als Beleuchtung diente eine Kerze. Im Winter war es dort eiskalt. WC-Papier wie heute kannten wir nicht. Zeitungspapier erfüllte durchaus seinen Zweck.

Das Hauptgeschehen fand in der Wohn-Küche statt. Dort hat meist meine Oma am frühen Morgen immer Feuer angezündet. Aus dem Schiff, ein im Holzherd eingebauter Wasserbehälter, konnte man heißes Wasser schöpfen.

Über dem Schüttstein, eine Art Spültisch aus Stein, konnte man sich waschen und die Zähne putzen. In diesem wurde natürlich auch das Geschirr gespült. Es gab keinen Kühlschrank, keinen elektrischen Herd oder Backofen und keine elektrische Küchenmaschine. Im Herd gab es ein kleines Back-Fach, wo manchmal ein Brot oder Hefekranz gebacken wurde.

Einmal in der Woche, meist samstags, wurde in der Küche eine große verzinkte Badewanne aufgestellt. Mit Warmwasser aus dem Schiff wurde die Badewanne gefüllt. In einer Wannenfüllung wurden mindestens zwei, meist alle drei Kinder gebadet.

Die Schlafräume, Flure und Treppenhaus sowie Toiletten waren nicht beheizbar. Die Stube war direkt über dem Stall. So war diese nie eiskalt. Der Holzofen in der Stube wurde meist nur sonntags angeheizt. Erst später, als dort ein Ölofen stand, wurde öfters geheizt. Dazu musste man aber immer mit einer Art Gießkanne vom Holzschuppen Heizöl hochtragen und einfüllen. In der Stube trafen sich an den Wintertagen oft mehrere Frauen zum sogenannten Stubengang. Das heißt, jede der Frauen machte eine Handarbeit. Aber sicher war die gegenseitige Unterhaltung dabei viel wichtiger. Dabei wurde über alles und über alle getratscht. Jedenfalls hatte der Stubengang einen wichtigen sozialen Aspekt. Schließlich gab es noch kein Fernsehen, Telefon, Handy, kein WhatsApp, kein Facebook und kein Instagram. Auf diese Weise kam ich zu einem schönen gestrickten Pullover, einer Zipfelmütze und unzähligen handgestrickten kratzigen Wollsocken.

Unter der Küche befand sich der kleine Keller. Leider war der Zugang nicht von innerhalb des Hauses möglich. Um dort etwas zu holen, musste man immer erst zur Haustüre raus und ein Stockwerk die Außentreppe hi-





nunter. Das war insbesondere im Winter sehr unangenehm. In diesem Keller wurden u.a. unsere selbst angebauten Kartoffeln gelagert. In diesem standen auch drei Mostfässer aus Eichenholz mit jeweils 200 Litern Inhalt. Jeden Herbst mostete mein Vater in Altburg. Dort hatte mein Opa Obstbäume, welche meist genügend Obst auch für uns abgaben. Wir in Agenbach hatten leider keine Obstbäume. Der Most, meist verdünnt mit Hahnenwasser, war das ultimative Getränk unserer Bevölkerungsschicht. Bier, Wein, Sprudel, Limonade oder sonstige Getränke wurden nicht gekauft. Zum einen war dafür kein Geld übrig, zum anderen gab es bei uns hierfür auch keine Einkaufsmöglichkeit. Für uns Kinder gab es lediglich Hahnenwasser, evt. etwas gesüßt mit Zucker.

Auch das Sauerkraut-Fass stand in diesem Keller. Jeden Herbst wurde der Krautschneider-Fritz ins Haus bestellt. Sein Schneidebrett baute er in unserer Scheune auf. Hier hobelte er unsere eigens angebauten und geernteten Krautköpfe. Das geschnittene Kraut wurde in den 1m hohen braunen Steinzeug-Topf zusammen mit Kochsalzzugaben eingestampft. Am Ende kamen darauf Holzbretter mit Steinen beschwert. Eine Wasserschicht dichtete das Ganze luftdicht ab, wodurch Fäulnis verhindert wurde. Das Kraut konnte jetzt gären und wurde so zu lange verzehrbarem, gutem Sauerkraut. Das Kraut schneiden war für den Krautschneider-Fritz natürlich eine anstrengende Arbeit. Ihm musste deshalb auch immer genügend Most zur Durstlöschung bereitgestellt werden. Zum Abschluss der Arbeit gab es dann immer auch einen kleinen Schnaps. Neben dem Wohntrakt waren an das Haus die Scheune mit Heubarn und der Holzlager-schuppen angebaut.

Im Garten hatten wir einen größeren Holz-Backofen stehen. Ebenfalls im Garten stand

das sogenannte Räucherhäusle. Dies diente dazu, nach dem Schlachten eines Hausschweines die Fleischstücke und Bratwürste zu räuchern. Diese waren somit viel länger haltbar. In dem 2m hohen Holzkasten wurde unten ein Feuer aus grünem Tannenreisig angezündet. Es sollte nicht richtig brennen, sondern nur möglichst viel Rauch erzeugen.

Neben der Haupterwerbs-Arbeit meiner Eltern nahm der Anbau, die Erzeugung und Einlagerung der Lebensmittel die meiste (Frei-)Zeit in Anspruch. Neben dem Sammeln, Sägen und Spalten von genügend Brennholz gab es noch allerhand zu erledigen. Obst wie Birnen, Pflaumen, Heidelbeeren usw. wurden eingekocht und als Lebensmittelvorrat gelagert. Bei meiner Oma trocknete auch immer gerne Obst, so dass dieses länger aufbewahrt und später aufgekocht als Essen wieder verzehrt werden konnte. Wir und die meisten anderen Haushalte im Dorf waren mehr oder weniger Selbstversorger.

Agenbach war mit Neuweiler zusammen ein Kirchspiel. Das heißt, man hatte zusammen einen Pfarrer. Als Kirche diente bei uns der Schulsaal. Jeden Sonntag wurde dort Gottesdienst abgehalten, zeitversetzt mit Neuweiler. Für uns wurde auch im Schulsaal immer die Kinderkirch abgehalten. Am Ende wurde immer eine Opferdose herumgereicht um einen kleinen Geldbetrag einzuwerfen. Auf der Opferdose war eine kleine Figur angebracht. Diese zeigte einen knienden und bittenden Jungen mit schwarzer Hautfarbe. Es sollte wohl symbolisieren, dass das Opfer für arme schwarze Kinder gedacht war. Immer wenn man ein Geldstück in den Opferschlitz einwarf, dann nickte der schwarze Junge dankend mit seinem Kopf.





Der Schulsaal wurde immer von unserer Mesnerin, der Paula-Frieda hergerichtet. Paula war der Hausname ihres Elternhauses. In dem kleinsten Häusle in Agenbach ist sie zusammen mit zwölf Geschwistern aufgewachsen. Mit ihrem Bruder, dem Adolf, lebte sie zusammen bis an ihr Lebensende in diesem Häusle. Der ebenfalls ledige Adolf war durch einen Unfall behindert und konnte nicht richtig sprechen. Um zu überleben mussten beide schauen, wie sie ihre Existenz sichern konnten. Anfangs hatten sie immer noch eine Kuh in ihrem kleinen Stall zur Selbstversorgung. Mehr Kühe hatten dort nicht Platz, da es früher nur ein Geißestall war. Beide waren sich nie für irgendeine Arbeit zu schade. Wir Kinder hielten uns immer gerne in ihrer Nähe auf. Da konnte man immer etwas Interessantes erleben. Die Glocken im Turm des Schulhauses waren damals noch nicht elektrisch betrieben. Die Frieda oder der Adolf mussten täglich mehrmals zu Fuß ins Schulhaus gehen, um im Dachgeschoss von Hand die Glocken zu läuten. Wenn wir in der Nähe waren, durften wir immer mit und ebenfalls an den dicken Hanfseilen die Glocken zum Läuten bringen. Wenn diese dann in Schwung waren, konnte man sich immer am Seil festhalten und einen Meter über den Boden hochziehen lassen. Nicht ganz einfach war das Zusammenläuten. Das heißt, beide Glocken mit verschiedenen Tönen mussten im richtigen Rhythmus so zum Läuten gebracht werden, dass das Geläut einen harmonischen Ton von sich gab.

1967 wurde neben dem Friedhof unsere neue Evangelische Kirche gebaut. Die Grundstückseigentümer hatten den Bauplatz kostenlos zur Verfügung gestellt. Mit meinem Freund bin ich oft auf die Baustelle geschlichen um zu sehen, wie der Baufortschritt von staten ging. Die Anlieferung der beiden neuen Glocken war

ein großes Fest in der Gemeinde. Dort wurde natürlich gleich eine elektrische Läutanlage eingebaut.

Bei der Frieda lernten wir auch das Kartenspiel wie Gaigel und Binokel. Ihr großes Hobby war das Fotografieren. Sie war sozusagen der Gemeindefotograf. Sie fotografierte in fast jedem Stall und jedem Haushalt. Nichts wurde von ihrem Foto ausgelassen. Ihre Dias und Bilder konnten wir immer bei ihr zu Hause anschauen. Leider ist aus ihrem reichhaltigen Archiv nichts mehr vorhanden.

Die Frieda hat nicht nur ihrem Bruder, sondern auch uns Kindern immer die Haare geschnitten. Später erfolgte bei uns das Haare schneiden in Neuweiler beim sog. Genthner-Jakob. Oft ging ich dazu auch mit meinem Vater nach Altburg. Dadurch erfuhr er in seinem Geburtsort auch immer das Neueste.

Kein großes Thema war bei uns im pietistisch Evangelischen Württemberg der Fasching. An Fasnet gingen lediglich wir Kinder als irgendetwas verkleidet als Gruppe von Haus zu Haus um ein paar Fasenzküchla oder Süßigkeiten zu bekommen.

Weil kaum jemand im Dorf ein Auto hatte, musste bei Bedarf der Arzt aus Neuweiler immer mit dem Auto seine Patienten zu Hause besuchen. Einmal parkte er bei einem Hausbesuch sein Auto an der Straße neben unserem Haus. Wir Kinder spielten dort und sahen zu, wie sein Auto sich alleine ohne Fahrer in Bewegung setzte und wegrollte. Offensichtlich hatte der Doktor seine Handbremse nicht angezogen und keinen Gang eingelegt. Ich lief schnell vor das Auto und versuchte, dieses wieder anzuhalten. Das Auto wurde auf dem abschüssigen Gässle aber immer schneller. Im letzten







Augenblick gelang es mir, mich von dem immer schneller werdenden Auto zu entfernen. Dieses schoss weiter das Gässle hinunter und prallte auf ein dort stehendes Holz-Güllefass. Außer Sachschaden war nichts dabei passiert. Genau derselbe Doktor wurde wenige Jahre später bei einem ähnlichen Vorfall von seinem eigenen Auto überrollt und getötet. Er hatte auch wieder weder die Handbremse angezogen noch einen Gang eingelegt und er wollte sein wegrollendes Auto selbst anhalten.

Sowohl die Vorfahren meines Vaters als auch die meiner Mutter betrieben jeweils eine kleine Landwirtschaft. Aber nicht zum Zwecke des Profites oder aus Liebhaberei. Sondern zur reinen Selbstversorgung, zum nackten Überleben. Und aus dieser Historie heraus führten wir diese Sache in meinen Kindheits- und Jugendtagen weiter. Zu den zwei bis drei Kühen im Stall, zwei Schweinen und ein paar Hühnern wurde auch noch Ackerbau betrieben zur Gewinnung von Kartoffeln, Getreide sowie Kraut und Rüben. Zu der Hauptarbeit meines Vaters als Schreiner und der Waldarbeit meiner Mutter wurde diese sogenannte Nebenerwerbs-Landwirtschaft zusätzlich betrieben. Insbesondere für diese beiden als auch für unsere ganze Familie war dies eine unglaubliche Zusatzbelastung. Schon morgens ab 5 Uhr hörte man das laute Klirren der Milchkannen durch unser Haus. Der Stall musste gemistet, alle Viecher gefüttert und die Kühe gemolken werden. Eine Melkmaschine haben wir nie besessen. Das anstrengende und langwierige Melken von Hand hat meist meine Oma oder mein Vater übernommen. Damit die Kühe immer Milch gaben, mussten sie immer wieder ein Kalb gebären. Dazu wurden die Rinder und Kühe zum Farren geführt. Dieser wurde unweit oberhalb unseres Hauses gehalten.

Die meisten Rinder und Kühe unseres Dorfes mussten dazu an unserem Haus vorbei zum Farren geführt werden.

Die Kühe dienten nicht nur der Gewinnung von Milch. Mit einem zweier Kuh-Gespann musste auch die ganze Feld- und Ackerarbeit verrichtet werden. Einen Traktor hatten nur die wenigsten im Dorf. Das Pflügen mit dem Kuhgespann war eine einzige Plagerei wie man diese heute nur noch aus Entwicklungsländern kennt. Ich musste als kleiner Junge den Pflug leiten, was von mir sehr viel Konzentration und Anstrengung erforderte. Wenn die Pflugschare dann wieder auf einen großen Stein trafen, wurde der Pflug aus der Furche herausgerissen und mich warf es zur Seite auf den Acker. Oft wurde dabei auch der Pflug beschädigt. Als dann auf dem Hammansacker einmal wieder der Pflug an einem großen Felsen hängen blieb, wurde es meinem Vater zu dumm. In tagelanger mühevoller Handarbeit legte er den Sandstein-Felsen frei und meißeelte den oberen halben Meter ab, damit dieser für den Pflug zukünftig kein Hindernis mehr darstellte.

Die Heuernte forderte den ersten großen Arbeitsaufwand im Jahr. Weil es im Juni oft regnet und dann das Heu auf dem Boden gerne verfaulte, wurde bei uns viel Heu-Gras zum dörren auf sogenannte Heinzen und Schwedenreiter aufgesetzt. Heinzen sind ca. 2m hohe dreistrebige Holzgestelle mit Querstangen, an welchen das Heugras aufgehängt wird. Viel aufwendiger herzustellen war ein Schwedenreiter. Über die ganze Feldlänge wurden im 3-4m Abstand 2m hohe Holzpfosten in den Boden eingeschlagen. Von Pfosten zu Pfosten wurden über die ganze Feldlänge drei Stahldrähte gespannt. An diesen wurde dann das Heugras aufgehängt. Oftmals haben dann starke Gewitterstürme die ganze Konstrukti-





on wieder umgeworfen und das Heugras lag wieder auf dem Boden und drohte zu verfaulen. Mit sehr viel Aufwand musste das Ganze wieder aufgerichtet werden. Beim Beladen der Heuwagen musste ich immer vor den beiden Kühen des Gespannes die Fliegen vertreiben, damit diese nicht zu unruhig wurden. Mein Vater schaffte mit der Gabel das Heu hoch auf den Leiterwagen, wo meine Oma das Heu an der richtigen Stelle platzierte. Über das hoch beladene Heu wurde obenauf eine lange Holzstange gespannt, damit das Heu fixiert war und nicht herunterfallen konnte. Mit dem Kuhgespann ging es dann immer den Alten Hau hinunter nach Hause. Beim Abbiegen an der abschüssigen Molke-Kreuzung kippte unser hoch beladener Heuwagen einmal mitten auf die Kreuzung. Die Aufregung war groß, aber wenigstens wurde dabei niemand verletzt. Mit nachbarschaftlicher Hilfe wurde das Heu von der Kreuzung weggeschafft.

Einige Jahre betrieben wir auch die Heuernte auf einer Talwiese im Kleinen Enztal. Dort war der Aufwand noch größer. Der Untergrund war oft sehr nass und unwegsam. Zudem kam auch noch der lange Anmarschweg dorthin dazu.

Weil unser Heu-Barn in der Scheune am Haus zu klein war, mussten wir viel Heu auch in unserem Feldschuppen unterbringen. Ich als kleiner Junge bekam dann immer die Aufgabe, auf dem Heu in dem Feldschuppen herum zu trampeln, so dass dieses verdichtet wurde und damit genügend Platz zum Einlagern geschaffen wurde. Dabei war es in dem Schuppen sehr heiß und die Spreu der Heublumen klebte auf meiner nassgeschwitzten Haut. Hinzu kam die Plage der Wespen aus deren Nestern unter dem Dach. Ich glaube bei diesen Aktionen fasste ich für mich den Entschluss, eine solche Arbeit nie mehr zu verrichten, wenn ich

erwachsen bin. Diesen Entschluss habe ich bis heute, 60 Jahre später auch einhalten können. Im August wurde immer das Getreide gedroschen und eingebracht. Dazu wurde dann ein Lohnmähdrescher gegen Vergütung bestellt. Im Herbst war die Kartoffelernte eine mühevollen Handarbeit. Dabei mussten auch immer wir Kinder die heraus gehakten Kartoffeln auf sammeln.

Die Rüben- und Krauternte ging immer bis in den Spätherbst hinein. Weil unser Keller im Haus sehr klein war, wurden unsere Rüben auf dem Feld in das Erdreich zur Überwinterung eingegraben. Über der Strohabdeckung wurde das Ganze mit Erdreich überdeckt, so dass die Rüben möglichst frostfrei gelagert waren. Erst ab Anfang der 1960er Jahre hatten auch wir einen Traktor. Einen gebrauchten Normag für 1.500,- DM. Als mein Vater diesen in Neubulach abholte, durfte ich als kleiner Junge die ganze Fahrt auf dem Seiten-Sitz mitfahren. Mit dem Traktor wurde auch bei uns die Landwirtschaft ein bisschen leichter. Ich war natürlich gleich bei der Sache als ich als 10- bis 12-jähriger mit dem Traktor fahren und etwas schaffen sollte. Damit ich mit meinen noch kurzen Beinen das Kupplungs- und Bremspedal bedienen konnte, bastelte mein Vater jeweils einen Holzklötzchen darauf. Wenn dann mein Vater tagsüber bei der Arbeit war, konnte ich z.B. das neu gemähte Heu wenden.

Als kleiner Schulerbub erkannte ich bald, dass diese Art des Landwirtschaftsbetriebes außer viel Mühe und zeitraubender Arbeit nicht sehr lohnenswert war. Als ich schon etwas rechnen konnte, begann ich eine Art Buchhaltung zu führen. Ich protokollierte die Arbeitsstunden jedes mithelfenden Familienmitgliedes sowie die Geldaufwendungen für Werkzeug, Maschinen etc. sowie den Ertrag aus der abgelieferten Milch. Nach einer gewissen Zeit prä-





sentierte ich meinen Eltern den errechneten Verdienst von ca. 50 bis 70 Pfennige je Arbeitsstunde. Sie glaubten es kaum, aber ich konnte es ja schriftlich nachweisen. Als Fazit daraus beschlossen sie, die Landwirtschaft noch maximal so lange umtreiben zu wollen, solange meine Oma noch lebte. Schließlich war die Landwirtschaft ihr ganzer Lebensinhalt. Anfang der 1970er Jahre wurde unsere Landwirtschaft aufgegeben. Meine Oma starb im Jahre 1975.

Die Hausschlachtung war bei uns immer ein großes Ereignis, welches einmal im Jahr, in den Wintermonaten stattfand. Nicht ohne Grund nannte man es Schlachtfest. Ein Schwein, welches über das Jahr mit Küchenabfällen und Kartoffeln gemästet wurde, musste daran glauben. Ein Hausmetzger wurde bestellt. Natürlich mussten sich auch alle Familienmitglieder zur Mithilfe bereithalten. Sogar Verwandte wurden zur Mithilfe gebraucht. Das Schwein wurde vom Metzger durch einen Bolzenschussapparat getötet und am Hals sofort abgestochen. Das Blut wurde in Eimern aufgefangen und umgerührt damit es nicht gerinnt. Das Blut wurde später gebraucht zur Herstellung von Blut-/Schwarzwurst. In einem mit heißem Wasser gefüllten Holzzuber wurde die Haut des Schweines von den Haarstopfeln befreit. Alle noch nicht entfernten Haarstopfeln wurden danach mit einem Bunsenbrenner abgebrannt. Unter dem Dachvorsprung vor der Scheune wurde das Schwein dann an einem Holzgestell an den beiden Hinterbeinen in Augenhöhe aufgehängt. Dann konnte der Metzger die Innereien wie Gedärm usw. ausnehmen. Die Därme wurden entleert und sauber ausgewaschen, weil sie ja noch als Hülle für die Wurst gebraucht wurden. Der Metzger zerlegte den Kadaver in verschiedene Teile. Die

schönsten Fleischstücke wurden für Rauchfleisch aufbereitet. Diese wurden in einen großen Steinzeug-Bottich unter Zugabe von Salz und Gewürz eingelegt. Nach ein paar Wochen wurde es im Räucherhäusle geräuchert, getrocknet und somit länger haltbar gemacht. Dieser so bekannte Schwarzwälder Schinken war zusammen mit Brot immer ein begehrtes Vesper.

In die dünneren Därme wurde das Brät für die Bratwürste eingefüllt. Diese Bratwürste wurden auch geräuchert und getrocknet. Damit waren diese theoretisch auch lange haltbar, haben aber leider nicht lange überlebt, weil sie als absolute Delikatesse galten.

Fast alle Teile des Schweines wurden verwertet. Von den Knochen wurde das Fleisch sauber abgetrennt. Leberwurst und Blutwurst wurde in die dickeren Därme und in Dosen abgefüllt. In einem großen, mit Holzfeuer erhitzten Wasserkessel wurden diese alle gleich Vorort eingekocht.

Die Helfer mussten den Speck in kleine Würfelstückchen schneiden. Diese wurden dann zu Schweineschmalz eingekocht. Schweineschmalz war seit jeher eine begehrte und kostbare Ware. Es diente unter anderem als Brotaufstrich und zum Einreiben von schmerzenden Gelenken oder als Wickel. Wenn wir daheim ein krankes Huhn hatten, welches irgendein Gebrechen hatte, dann salbte meine Oma dieses mit Schweineschmalz ein, dass es wieder genesen sollte. Ob dieses homöopathische Mittel tatsächlich geholfen hat, weiß ich nicht mehr.

Fleisch wurde ebenfalls gekocht und zusammen mit Blut- und Leberwurst, Sauerkraut und Brot als Schlachtplatte, genannt Metzelsuppe am gleichen und am Folgetag gegessen. Auch Nachbarn, Freunden und guten Bekannten wurde eine Metzelsuppe gebracht. Außerdem







war es üblich, der Lehrer- und der Pfarrersfamilie eine Metzelsuppe zu bringen. Diese hielten ja keine Schweine, die sie hätten schlachten können. Auch der Metzger und alle an diesem Schlachtfest helfenden Personen wurden mit Metzelsuppe verköstigt.

Die Verdauung dieses äußerst fetthaltigen und schweren Essens wurde durch das Trinken von Schwarzwälder Kirschwasser und Obstler gefördert.

Bei einem solchen Schlachtfest war auch immer meine Großtante, die Elisabeth (genannt Beth) zugegen. Mit ihrem Moped, einem NSU-Quickly, kam sie aus Würzbach angebraust und lehnte es an die Hauswand. Das Quickly war ein fahrradähnliches Kleinkraftfahrzeug mit Tretpedalen und Benzinmotor, welches für eine Maximalgeschwindigkeit von 45 km/h ausgelegt war. Für mich und meinen Kumpel war das natürlich die große Gelegenheit mit diesem Gefährt eine kleine Spritztour zu unternehmen. Es gab genügend Feld- und Waldwege, auf welchen man auch ohne das erforderliche Mindestalter und ohne Führerschein damit fahren konnte, und es machte immer einen riesigen Spaß.

Auch im Hause meines gleichaltrigen Schulkameraden war ein solches Quickly zu finden. Wenn sein Vater im Wald bei der Arbeit war, führten wir natürlich auch dieses Quickly aus. Einer von uns fahrend und einer von uns auf dem Gepäckträger, drehten wir unsere Runden. Natürlich brauchte das Gefährt auch einmal neuen Sprit. Deshalb fuhren wir beide in den nächsten Ort, wo es beim Kaufmann eine Tankstelle gab. Der Kaufmann füllte den Tank. Dabei lief leider auch etwas Sprit über den Tank und den Motorblock. Als wir das Quickly wieder starteten, fing das ganze Quickly Feuer und stand in hellen Flammen. Der Kaufmann war aber sehr aufmerksam und holte schnell

einen Feuerlöscher. Schnell waren mit dem Feuerlöscher die Flammen erstickt. Tatsächlich hatte das Quickly bei diesem Vorfall keinen größeren Schaden erlitten, lief wieder wie geschmiert und brachte uns wieder wohlbehalten zurück nach Agenbach. Wie waren natürlich heilfroh, das Quickly wieder unversehrt in den Schuppen zurück stellen zu können.

Anfang der 1960er Jahre hatten die Leute immer noch große Angst, dass sie immer genug zu essen hatten. Waren doch die diesbezüglich spärlichen Nachkriegsjahre noch sehr gut in Erinnerung. Um Unterernährung vorzubeugen, wurden deshalb gerne schlanke und etwas untergewichtige Kinder zur Erholung geschickt. Sie sollten dort bei üppigem Essen an Kraft und Gewicht zulegen. So wurde auch mein gleichaltriger Schulkamerad für sechs Wochen in Erholung geschickt. Tatsächlich hat er in dieser Zeit, genau wie auch wir daheim Gebliebenen, etwas an Gewicht zugenommen. Keine 20 Jahre später wurden Kinder nicht mehr zum Zunehmen in Erholung geschickt, sondern zum Abnehmen. Ein Phänomen unserer Lebensweise wie wir diese auch noch heute kennen.

Eine ganz besondere Jahreszeit war für uns immer der Winter. Auf dem Feld, Acker und im Wald gab es nichts mehr zu schaffen und wir hatten mehr freie Zeit. Die Winter waren damals bei uns auf 750m Höhe sehr schneereich und auch kalt. Die Straßen wurden durch einen mit zwei Pferden gezogenen Schneepflug geräumt. Dies war ein ca. 1m hoher Schneepflug, aus Holzbalken zusammengesteckt. Die zu räumende Pflugbreite konnte durch verschiedene Steckkarten verstellt werden. Bei schwerem und tiefem Schnee musste eine schmalere Pflugbreite eingestellt werden,





damit nicht so viel Zugkraft erforderlich war. Die beiden Pflug-Seiten wurden hinten durch einen unteren und einen oberen Balken auseinandergehalten. Darauf konnten wir Kinder immer stehen und uns mit dem Schneepflug mitschleppen lassen. Dies wurde auch toleriert, weil durch unser Gewicht der Schneepflug etwas stärker auf die Straße gedrückt wurde. Dadurch blieb weniger Schnee auf der Straße liegen. Dieser war sehr hart verdichtet mit einer glatten und rutschigen Oberfläche. Diese Schneeglätte war bestens geeignet um darauf mit dem Schlitten oder mit Skiern zu fahren. Wenn die Oberfläche zu glatt oder gar eisig wurde, dann wurde immer Kies-Splitt gestreut und kein Salz. Der Splitt wurde dann im Frühjahr von Straßenkehrern in Handarbeit im Frondienst wieder zusammengekehrt.

Mit 3 ½ Jahren habe ich meine ersten Skier bekommen. Mein Vater brachte diese eines Abends nach seiner Arbeit mit nach Hause. Es waren 1,20m lange lackierte reine Natur-Holzskier mit einer Kabelzug-Bindung. Es war so aufregend für mich. Noch am gleichen Abend im Schein der Straßenlampe durfte ich diese ausprobieren. Über die schneebedeckte Straße auf der Kreuzung zwischen unserem Haus und der Molke rutschte ich herum. Ich nahm die Skier mit in mein Zimmer und stellte diese über Nacht neben mein Bett, so verliebt war ich in mein neues Geschenk. Fast jeder Schüler in unserem Dorf hatte Skier. Mittelpunkt unseres Skisports war der Adams-Rain. Adams war der Hausname des Grundstückseigentümers. An diesem Skihang traf man sich jeden Mittag nach der Schule. Die Schwierigkeit bestand darin, dass keine Pistenwalze den Schnee plattdrückte. Heute gibt es in Agenbach zwar eine Pistenwalze, aber immer weniger, im letzten Winter zum ersten Mal überhaupt keinen

Schnee mehr. Damals mussten wir erst einmal mühevoll eine Abfahrtsspur platt trampeln. Je besser die Spur verdichtet war, desto schneller konnte man darauf fahren. Auf schöne Kurven wurde keinen Wert gelegt. Es galt in rasanter Schussfahrt den Abfahrtsrausch zu genießen. Wir tummelten uns immer so lange bis unsere wasserdurchlässigen Leder-Skistiefel total durchnässt und bocksteif gefroren waren. Erst wenn wir die durchgefrorenen Füße nicht mehr spürten, stapften wir heim und verkrochen uns hinter dem warmen Ofen.

Auch den Sprunglauf probierten wir aus. Georg Thoma, Weltmeister und Olympiasieger in der Nordischen Kombination, war damals unser Vorbild. Mit Schaufeln formten wir Sprungschanzen. Wir sprangen bis zu 15m weit. Unsere größte Schanze war die Straße (heute Sonnenhalde) am unteren Ende des Hangs. Die Straße, welche wir überquerten, diente als Schanzentisch mit ca. 2,5m Höhe. Es musste immer jemand an der Straße stehen und schauen, ob kein Fahrzeug kommt. Die Aufsprung-Wiese war leider sehr flach. Viele Spaziergänger versammelten sich an beiden Seiten unserer Durchfahrtsschneise, bestaunten und bejubelten unsere Sprünge. Beim Springen brachen aber leider am laufenden Band unsere Holzskier. Und wohl aus Kostengründen wurde der Sprunglauf bei uns in Abach bald wieder aufgegeben. Seit nunmehr 61 Jahren bin ich jeden Winter auf Langlauf- und Abfahrts-Skiern unterwegs.

Auch das Schlitten fahren war bei uns eine beliebte Wintersportartart. Vor allem konnte man diese auch noch abends im Schein der Straßenlampen betreiben. Vom Alten Hau herunter musste man beim Überqueren der Molke-Kreuzung gut auf die Passanten aufpassen, welche ihre Milchkannen zur Ablieferung in die Molke schleppten. Die Straßen waren





oft schneebedeckt. Auf dem hartgepressten Schnee wurden die Schlitten super schnell. Mehrere hundert Meter ging es den Alten Hau hinunter. Am Ende folgte eine Rechtskurve (in die Sonnenhalde hinein). Nicht immer reichte es, die Kurve rechtzeitig vor dem dortigen Hauseck zu nehmen. Manche Holzlatte wurde deshalb an dem dortigen Haustäfer weggerissen. Eine beliebte Schlittenabfahrt ging auch die Steige hinunter zur Agenbacher Sägmühle, manchmal mit einer dortigen Einkehr im Gasthaus beim Säger-Adam.

Der Winter 1962-1963 war der schneereichste mit über 1 m Schneehöhe. Als der Schnee durch Tauwetter und Regen schwer wurde, drohten viele Bäume im Wald unter der Last abzubrechen. Unser Förster des Staatswaldes organisierte deshalb einen Hubschrauber, flog damit Waldgebiete ab um damit den schweren Schnee von den Baumgipfeln zu blasen. Unsere Tageszeitung berichtete darüber und betitelte unsern Förster als den Fidel Castro von Agenbach. Zu diesem Titel kam es deshalb, weil unser Förster mit seinem Vollbart eine Ähnlichkeit mit dem damaligen kubanischen Revolutionsführer hatte.

Trotz dieser Aktion gab es in diesem Winter sehr viel Schneebruch im Wald. Damit dieser aufgearbeitet werden konnte, heuerte unser Förster in Südtirol einige Holzhauer an. Diese blieben den ganzen Sommer über in unserm Dorf. Einer von diesen fleißigen Männern hatte hier seine große Liebe gefunden, ist für immer hiergeblieben und hat hier eine Familie gegründet.

Etwas außergewöhnliches war unsere Dorfschule in Agenbach. Bis 1966 wurden alle acht Klassen von einem Lehrer in einem Raum unterrichtet. Das junge Lehrerehepaar Neuweiler bezog 1956 die Lehrerwohnung im Schulhaus.

Kurt Neuweiler ist in Höfen/Enz geboren, seine Frau Ruth (geb. Schnieder) kam aus Calw. Die beiden haben zwischen 1956 und 1966 eine ganze Generation unseres Dorfes geprägt und gleichzeitig fünf eigene Kinder großgezogen. Zudem wurde von Kurt Neuweiler auch der Gesangverein im Ort geleitet und dirigiert.

Für Kurt Neuweiler war Lehrer nicht nur sein Beruf, es war für ihn seine Berufung. Nur mit dieser Einstellung war es möglich, dass die 30-35 Schüler in acht verschiedenen Jahrgangsklassen so erfolgreich unterrichtet und auch in Schach gehalten werden konnten. Oft musste er dazu auch seine strenge Hand oder Faust zu Hilfe nehmen. Den entsprechenden Vorfall erzählte man aber lieber nicht zu Hause, sonst hätte es dort womöglich noch weitere Schläge dazu gegeben.

Bei meiner Einschulung 1962 entschieden meine Eltern, für mich einen sehr teuren und hochwertigen Lederschulranzen zu kaufen. Die Rücken-Trageriemen waren abnehmbar, so dass man dann eine Art Aktentasche zur Verfügung hatte. Dadurch war gewährleistet, dass ich die Tasche auch noch nach Beendigung meiner Schulzeit zur Arbeit als Vesper-Tasche verwenden konnte.

In meinem Jahrgang waren wir zu sechst, welche zusammen eingeschult wurden. Wie auch heute hatte jeder eine Schultüte mit Süßigkeiten darin. Aber es war nicht möglich, dass bei der Einschulung irgendwelche Angehörigen zugegen waren. Der Platz im Schulsaal, wo ja auch die anderen Klassen noch waren, hätte dazu nicht ausgereicht. Trotzdem hatten die anderen Mitschüler eine Art Einschulungsfeier veranstaltet. Alle neuen ABC-Schützen wurden einzeln mit dem Leiterwägle in den Schulsaal gefahren. Jeder durfte als erste Schulhandlung mit der Kreide einen möglichst runden Ball an die Tafel malen.







Im Sommer gingen die Lehrer mit den Schülern auf Exkursionen in Feld und Flur um Pflanzen und Blumen kennenzulernen. Sehr wichtig war unserem Lehrer auch, dass wir durch regelmäßige Wanderungen, Ausflüge und Bergtouren etwas außerhalb unseres Dorfes sahen. Als neun- oder zehnjähriger durfte ich so meine erste Auswärts-Reise mit Übernachtung erleben. Wir Schüler wanderten nach Zavelstein und bestiegen die dortige Burgruine. Übernachtet wurde in dem dortigen Wanderheim des Schwarzwaldverein Calw. Es gab einmal eine Wanderung über die Butterhütte nach Wildbad und zurück. Die Butterhütte hat diesen Namen aus der Zeit, wo die Agenbacher Landwirte ihre Milcherzeugnisse zum Verkauf nach Wildbad trugen und hier immer eine Rast einlegten. Wir waren auf einem Schulausflug im Blühenden Barock nach Ludwigsburg, auf den Killesberg, in Stuttgart und Reutlingen. Eine Schul-Radtour nach Nagold. Eine einwöchige Wander- und Zugreise ging in den Südschwarzwald und nach Straßburg. Meine erste einwöchige Schüler-Wanderreise führte ins Allgäu. Wir wohnten eine Woche in Oberstdorf-Spielmansau. Von dort wanderten wir durch die Breitachklamm, auf das Nebel- und Fellhorn sowie zum Seealpsee und Freibergsee. Immer wieder wurden Bergwanderungen von Hütte zu Hütte durchgeführt wie z.B. über den mit Drahtseil absicherten Steig Heilbronner-Weg im Oberallgäu. Damals erwachte in mir die Liebe zu den Bergen. Als Mitglied des Alpenvereins gab es viel Rabatt auf die Übernachtungskosten. Der Jahresbeitrag für die Schüler-Mitgliedschaft hatte sich schon nach zwei Übernachtungen amortisiert. Wir wurden deshalb durch unseren Lehrer Mitglied des Deutschen Alpenvereins. Heute bin ich seit 51 Jahren aktives Mitglied des DAV.

Die ganzen Schüler-Ausflüge und Reisen samt Übernachtungen in Jugendherbergen und Berghütten konnten natürlich nicht komplett von den Eltern der Schüler finanziert werden. Aber auch darum kümmerte sich unser Lehrer. Jeden Sommer gingen wir mit allen Schülern in den Wald um Heidelbeeren zu sammeln, welche dann verkauft wurden. Eine weitere gute Einnahmequelle waren die alle zwei Jahre organisierten Kinderfeste in Agenbach. Diese waren immer das Highlight im ganzen Oberen Wald, eine Besonderheit in der gesamten Region. Neben Festzelt war auch immer ein Vergnügungspark aufgebaut mit Kinderkarussell, Schießbude, Schiffschaukel. Wir Kinder führten immer irgendwelche Darbietungen wie Tänze usw. auf. Jeder durfte an dem 8 m hohen Kletterbaum Spielzeug o.ä. herunterholen.

Der spannendste Höhepunkt war immer ein Seifenkistenrennen. Die Väter lieferten sich einen regelmäßigen Wettbewerb im Basteln der schönsten und schnellsten Seifenkisten. Mein Vater ließ sogar einmal beim Schmied in Oberkollwangen zwei Achsen herstellen in welche man unsere luftbereiften Roller-Räder einmontieren konnte. Den Rest des Fahrwerks bastelte mein Vater als Schreiner natürlich aus Holz. Die Jungs schossen dann einzeln unter Zeitnahme mehrere hundert Meter durch die Straße den Ort hinunter. Auch kleinere Unfälle blieben nicht aus. Deshalb bestand für uns immer eine Schutzhelm-Pflicht. Noch heute, über 50 Jahre nach dem ersten Seifenkistenrennen, wird bei immer wiederkehrenden Festen in Agenbach ein solches Seifenkistenrennen durchgeführt. Regelmäßig hat unser Lehrerehepaar Neuweiler mit uns das Schwimmbad besucht. Im Winter ging es mit dem Bus ins Hallenbad nach Calw, im Sommer gingen wir ins Freibad nach Calmbach. Die Hin- und Rückreise wurde zu





Fuß und mit Zuhilfenahme des Privatautos unseres Lehrers organisiert. Viele Schüler wurden dazu jeweils in den VW-Käfer gesteckt. Allein schon dieser Vorgang würde heute vermutlich einen Skandal auslösen, sofern es überhaupt noch Lehrer gäbe, welche ein solches Risiko und Stress auf sich nehmen würden. Jedenfalls war es so, dass jeder Schüler unserer einfachen Dorfschule das Schwimmen gelernt hat. Dies ist heute über 50 Jahre später nicht mehr selbstverständlich.

Im Winter gab es bei uns immer Schul-Skisport. Fast jeder in unserem Dorf hatte ein paar Ski. Regelmäßig übte unser Lehrer mit uns allen Schülern. Jeden Winter gab es eine Schulmeisterschaft im Abfahrtslauf und Skilanglauf. Es wurden auch Schulmeisterschaften im Wettbewerb mit anderen Schulen durchgeführt z.B. mit Aichelberg und Enzklösterle. Einmal wurde ich sogar Kreismeister im Abfahrtslauf. In Enzklösterle mussten wir zum Startpunkt den alten Skihang im Dorf zu Fuß hochstapfen. Einen Skilift gab es damals weit und breit noch nicht. Dies dürfte auch vermutlich der Grund sein, dass sich bei uns in Agenbach der Skilanglauf stärker durchgesetzt hatte. 1966 wurde unsere 8-Klassen-Dorfschule aufgelöst. Die einzelnen Jahrgangsklassen der Hauptschule Neuweiler wurden verteilt auf verschiedene Räumlichkeiten in den Teilorten von Neuweiler. Ab der 5. Klasse waren wir im Schulhaus in Breitenberg untergebracht. Sogar das Sportheim in Neuweiler diente einer Klasse als Schulgebäude. In der Hauptschule mit den anderen Schülern haben wir dann festgestellt, dass wir Agenbacher Schüler viel mehr unternommen und erlebt hatten als die anderen. Unser Lehrer, Kurt Neuweiler, hatte auch schon einen Fotoapparat. Regelmäßig fotografierte er uns Schüler bei allen Veranstaltungen. Zur Konfirmation bekam jeder Schüler von ihm als

Geschenk ein kleines Fotoalbum mit Schwarzweißbilder aus seiner Schulzeit.

Im Jahr 2016, also genau 50 Jahre nach der Auflösung der Agenbacher Dorfschule, fand ein gemeinsames Klassentreffen der ehemaligen Schüler mit der Schülergeneration Neuweiler zusammen mit dem Lehrerehepaar statt. Dabei zeigte sich, wie nachhaltig dieser besondere Schuleinsatz die Schüler geprägt und auf das Leben vorbereitet hat. Ruth Neuweiler ist im Januar 2020, im Alter von 90 Jahren, verstorben und wurde in Höfen beerdigt.

Der Sportverein SV-Agenbach wurde im Jahr 1962 gegründet. Vorausgegangen waren sportliche Aktivitäten initiiert insbesondere durch den Dorfschullehrer Kurt Neuweiler. Im ehemaligen Kohlekeller des Waschhauses wurde zum Beispiel Tischtennis gespielt. Nach dem Bau des Sportplatzes konnte dort auch Faustball gespielt werden. Auch entsprechende Faustball-Meisterschaften fanden dort statt. Federführend war wie immer unser Dorfschullehrer Neuweiler. Wir kleinen Schulkinder mussten - von der Schule organisiert - auf dem neuen Sportplatz die Steine aufräumen, bevor dort der Rasen eingesät wurde.

Um 1960 herum zog eine neue Försterfamilie nach Agenbach. Diese kam aus dem Allgäu und brachte den Skilanglauf mit nach Agenbach. Diese Sportart passte natürlich bestens zum praktizierten Schul-Skisport unseres Dorfschullehrers. Einen Unterschied zwischen Abfahrtski und Langlaufski kannte man in Agenbach bisher noch nicht. Die vorhandenen Ski mit den Kabelzugbindungen wurden bei uns damals für beide Skisportarten verwendet. Erst nach und nach wurden die Vorzüge von speziellen Langlaufski erkannt. Mein Vater hatte dazu meine ersten Holzski schmaler gehobelt und mit einer speziellen Bindung





zu Langlaufski umgerüstet. Zusätzlich zu den Schulmeisterschaften nahmen die Schüler und Jugendlichen für den neu gegründeten Verein auch an den aufkommenden Kreis- und Bezirksmeisterschaften teil. Der Verein kaufte wenige paar Skier. Für spezielle Schuhe dafür reichte das Geld nicht mehr. Deshalb wurden vom örtlichen Schumacher in seiner Werkstatt gegenüber der Schule unsere normalen Straßenschuhe so umgebaut, dass diese für die spezielle Ski-Langlaufbindung verwendbar waren. Bei der Teilnahme an Staffellauf-Meisterschaften waren bei unserem Verein sowohl Langlaufski als auch die dazu passenden Schuhe immer Mangelware. Wenn der Startläufer am Ziel war, musste dieser immer seine Langlaufschuhe und Skier an den Drittläufer übergeben. Nicht selten kam es dabei im Eifer des Gefechts vor, dass diese dann ohne Schuhe im Schnee herumliefen, um nach der entsprechenden Ausrüstung zu suchen.

Bald stellten sich die Erfolge ein. Agenbach stellte Kreis-, Bezirks-, Schwäbische und sogar Deutsche Meister im Skilanglauf. Noch heute nach fast 60 Jahren ist der SV-Agenbach im Kreis Calw einer der aktivsten Vereine im Langlaufsport.

Das Fahrrad hat bei uns in Agenbach immer eine große Rolle gespielt. Infolge des mangelhaften ÖPNV war man dadurch doch mobiler und manche Ziele waren leichter und schneller erreichbar. Karl Dreis erfand in Mannheim vor ca. 200 Jahren das Laufrad. Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre gab es bei uns natürlich noch keine Kinderräder. Ich lernte deshalb als kleiner Junge mit dem (Damen-) Rad meine Oma das Radfahren. Bei Herrenrädern musste man immer einen Fuß durch das Rahmendreieck stecken um das Pedal zu erreichen. Mit Geldgeschenken zu meiner Konfir-

mation kaufte ich mir mein erstes eigenes Rad beim Kaufmann in Oberkollwangen. Dieses hatte noch keine Gangschaltung. Bald konnte ich es umrüsten und mit einer Dreigang-Nabenschaltung ausstatten.

Dann ging es zusammen mit einem ebenfalls 15jährigen Freund auf große Touren. Die erste Mehrtagestour führte uns nach Koblenz, wo wir in der Jugendherberge übernachten wollten. Diese war jedoch komplett voll. Es blieb uns nichts anderes übrig als unsere geplante Tour das Moseltal aufwärts fortzusetzen. Irgendwann waren wir so müde, dass wir uns einfach an den Straßenrand legten und dann ein paar Stunden halb sitzen in einer Telefonzelle vor uns hindösteten. Weiter ging die Tour durch das Saarland und das Elsass. Wir führten außer Landkarten ein Jugendherbergsverzeichnis in Form eines kleinen Büchleins mit uns. Unser verfügbares Geld mussten wir gut einteilen. Wir kalkulierten immer mit DM 10,-/Tag. Die Übernachtung in den JH kostete in der Regel DM 1,20. Deshalb reichte es uns täglich meistens zu einer warmen Mahlzeit.

Nachdem ich dann wieder genügend Geld verdient und gespart hatte, ging es in den Sommerferien mit dem Kofferradio in den Satteltaschen in die Schweiz. Am ersten Tag kamen wir über 200 km weit bis nach Hölstein bei Lörrach. Hier konnten wir bei einem Großonkel übernachten. Ziel war der Vierwaldstättersee mit der nächsten Übernachtung in der JH in Luzern. Auf der beeindruckenden Axenstrasse erreichten wir Altdorf am Süden des Sees. In der Schule hatten wir die Geschichte um Wilhelm Tell sehr ausführlich behandelt und diesbezüglich die Aufführung der Freilichtspiele in Ötisheim besucht. Deshalb waren uns all die dortigen historischen Plätze im Zusammenhang mit dem Rütli Schwur bekannt. Wir fuhren mit der Fähre über den Urnersee.





Irgendwo weit oberhalb über Engelberg übernachteten wir in einer Sennhütte im Heulager bei zwei Hirten. Am Zugersee vorbei ging es über Zürich an den Bodensee. In Konstanz übernachteten wir in der JH des alten Wasserturms. Nach einer Bodenseeumrundung mit Übernachtung in der JH Bregenz ging es wieder in Richtung Heimat mit Übernachtung in der JH Tuttlingen. Die Bodenseeautobahn A81 war noch nicht gebaut. Über die Bundesstraße durch das Neckartal, Horb und Nagold erreichten wir wieder die Heimat.

Nachdem ein Jahr später wieder genügend Geld beisammen war, radelten wir zu dritt nach England. Bei sehr heißem Wetter brauchten wir durch Nordfrankreich über Calais nach Dover fünf Tage. Beeindruckend für uns war die Fährüberfahrt zu den Klippen um Dover. In London besuchten wir den Umzug mit Wachablösung der königlichen Garde vor dem Buckingham-Palast. Die ursprünglich geplante Rückfahrt über Paris haben wir umgeplant, da die Straßenführung durch Frankreich sehr hügelig ist. Wir nahmen die Fähre von Dover nach Ostende. Durch Belgien und Holland über Aachen und Bonn den Rhein aufwärts war fast alles eben und das Radfahren wesentlich leichter. Für die Rückfahrt brauchten wir ebenfalls wieder fünf Tage.

Mit dem Fahrrad konnte ich dann 15-jährig auch immer nach Calmbach fahren in die Fahrschule. Mit 16 erwarb ich dann den Moped- und Traktor-Führerschein. Ab diesem Zeitpunkt war ich mit dem Traktor legal unterwegs. Bei uns Jugendlichen waren damals die 50 ccm Kleinmotorräder von Kreidler, Hercules, Maico usw. sehr beliebt. Leider hatte ich dazu kein Geld.

Im Jahr 1966 hatten wir schon einen Schwarz-Weiß-Fernseher im Haus. Gebannt verfolgten

alle das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft. England, das Gastgeberland, wurde Weltmeister. Im Jahre 1969 konnten wir alle im Fernsehen die Mondlandung von Apollo 11 verfolgen.

Nach dem Hauptschulabschluss besuchte ich in Nagold die neu eingerichtete zweijährige gewerblich technische Berufsfachschule. In Calw gab es damals diese Möglichkeit noch nicht. Dort lernte ich sehr viele technische Dinge wie z.B. die Grundzüge der metallverarbeitenden Berufe. Durch den Besuch dieser Schule bekam ich den vollwertigen Realschulabschluss. Die Hin- und Rückreise Agenbach-Nagold war nicht immer ganz einfach. Trotz täglichem Arbeiter-Bus um 5:50 Uhr via Calw mit der Bahn nach Nagold kamen wir dort immer 15 Minuten zu spät. Aber aufgrund unserer langen Anreise wurde dies akzeptiert. Bei der Heimreise mit der Bahn nach Calw fuhren von dort mittags meistens die Busse nur bis Altburg. Von Altburg nach Agenbach ging es dann zu Fuß bzw. per Anhalter.

Trotz oder gerade wegen der ländlichen Abgeschlossenheit unseres Dorfes hatten wir Schüler und Jugendlichen dort jede Menge Freiheiten und lebten diese auch aus. Unsere Eltern waren mit der Sicherung ihrer Existenz rund um die Uhr voll beschäftigt. Unsere Großeltern waren mit der Beaufsichtigung von uns meistens überfordert. Öffentliche Kinderspielplätze waren damals noch kein Thema. Wald, Feld und Flur waren unser (Abenteuer-)Spielplatz. Jede Feldscheune wurde von uns inspiziert. Die schönsten Spielplätze waren drunten im Haldenberg am Enzlensbach und im Kleinen Enztal. Im Hochsommer badeten wir dort, stauten die Bäche auf und versuchten Fische zu fangen. Wenn man Hunger hatte und ein we-







nig Geld in der Tasche, dann konnte man an der Agenbacher Sägmühle am Fenster beim Säger-Adam eine gerauchte Bratwurst mit einem Stück Brot kaufen. Zum Trinken gab es dort genügend Quellen mit frischem Schwarzwaldwasser. Ein beliebtes Ziel war auch das Teufelshaus, 3 km tief im Wald nördlich des Dorfes. Die Hohlräume unter den aufeinanderliegenden Sandsteinfelsen bildeten dort eine Art Höhle.

Im Winter war natürlich das Skifahren an Adams-Rain angesagt. Auf Skiwanderungen erkundeten wir die nähere Umgebung. Über dem Kleinenztal kamen wir bis zur Fautsburg, nach Hühnerberg und Meistern.

Als Geschenk zum Spielen bekam ich einmal zu Weihnachten zwei Haustelefon Apparate mit Batteriebetrieb. Wir waren fasziniert von dieser Technik, hatten wir doch selbst noch kein Telefon in unserem Haus. Diese Technik nutzten mein Freund und ich, um eine Telefonverbindung herzustellen von unserem zu seinem Wohnhaus. Wir bauten aus alten unbrauchbaren Radioapparaten Kupferspulen aus. Diese Kupferkabel verlegten wir 200 m weit über die Baumkronen und über eine Fahrstraße. Sprachverbindungen kamen so tatsächlich zustande. Nur das Klingeln an den Apparaten funktionierte nicht wegen des großen Spannungsverlustes über die lange Leitung.

Bei all den Freiheiten passierten auch immer wieder Dinge, welche man besser nicht tun sollte. Einmal, wir waren vielleicht 10-12 Jahre alt, beobachteten mein gleichaltriger Freund und ich kurz vor Weihnachten eine Frau. Sie war auf dem Weg in den Wald um sich einen Christbaum zu besorgen. Ihre kleine Säge hatte sie offensichtlich zur Tarnung in einen Jutesack eingewickelt. Vor einer Haustüre auf dem Hinteren A-bach legte sie diesen ab um in dem

Haus noch einen Besuch zu machen. Mein Freund und ich wussten nichts Besseres zu tun, um uns die Baumsäge zu schnappen. Wir wollten es den Holzfällern gleichtun. Gegenüber dem Friedhof sahen wir einen halbhohen Obstbaum mit einem armdicken Stamm. Der passte genau zu der kleinen Baumsäge. Jeder von uns an einem Ende der Säge sägten wir mit vollen Kräften durch den Stamm in einer für uns bequemen Höhe. Als wir den Stamm zur Hälfte durchgesägt hatten, wurden wir von jemandem überrascht. Wir ließen die Säge fallen und ergriffen die Flucht in den nahen Wald. Leider wurden wir erkannt und sogar noch auf frischer Tat ertappt. Dann war natürlich für einige Zeit bei uns zu Hause und bei den Geschädigten der Teufel los. Wie sich unsere Eltern mit diesen geeinigt hatten, ist nicht mehr bekannt. Mit einer Art Baumwachs wurde der Schnitt zugeschmiert und somit versucht, den Baum noch zu retten. Dies ist dann leider fehlgeschlagen.

Mit einem anderen Freund wollten wir bei ihm zu Hause im Ofen ein Feuer machen. Sonst war niemand im Hause. Er hatte bei seinem Vater schon gesehen, dass dieser dazu als Brandbeschleuniger Benzin verwendete. Wir ahmten es nach und leerten eine halbe Dose Benzin in den Ofen. Es gab eine große Stichflamme und unsere Haare waren angesengt. Die Flammen schlugen aus dem Ofen und der Rauch quoll zum Fenster hinaus. Irgendjemand hatte dies von der Straße aus bemerkt, stürmte ins Haus und warf eine Decke über den Ofen um das Feuer zu ersticken.

Der Vater eines anderen gleichaltrigen Schulfreundes war bei den Waldarbeitern zuständig für das Herausprengen von Baumstümpfen. Seine Ausrüstung hatte er zu Hause unter der





Treppe gelagert. An einem ruhigen Sommer-nachmittag hatten wir die glorreiche Idee, auch einmal so einen Sprengversuch zu machen. Hinter dem Haus hängten wir zwei schwarze Zündschnüre jeweils mit silberfarbigen Zündenden über ein altes ausgedientes Ofenrohr. Nach dem Anzünden der Zündschnüre beobachteten wir gespannt wie diese herunterbrannten. Am Ende gab es einen lauten Donnerschlag, welcher durch das ganze Dorf hallte und angeblich sogar noch im Hinteren A-bach zu hören war. In das Ofenrohr hatte es faustgroße Löcher gesprengt. Am Arm meines Freundes und an meinem Oberschenkel lief das Blut hinunter. Der Arm meines Freundes wurde von einem Erwachsenen verbunden. Die beiden Einschlaglöcher an meinem Oberschenkel waren nicht so schlimm. Die Sache sprach sich schnell im Dorf herum. Am Abend hatte ich große Mühe, meine Verletzung meinen Eltern zu erklären. Mein Argument, ich sei hingefallen, nahmen sie mir nicht ab.

Mit meinem Haustelefon-Freund verabredete ich mich immer wieder zu einem Kinobesuch. Ich als Beifahrer auf dem Gepäckträger seines Mofas fuhren wir nach Schömburg.

Wir waren so 14-15 Jahre alt als ich mit ihm eine Zweitages-Reise nach Stuttgart unternahm. Diese war sogar mit unseren Eltern abgesprochen und genehmigt. Ein Nachbar nahm uns morgens um 6 Uhr in seinem VW-Käfer auf seinem Arbeitsweg mit nach Calw. Von hier führen wir mit dem damals noch aktiven Zug über Althengstett und Weil der Stadt nach Stuttgart. Für uns war dies ein außergewöhnliches Erlebnis, diese Großstadt zu erleben. Das Fahren mit der Straßenbahn faszinierte uns, schließlich gab es so etwas bei uns nicht. Sie fuhren alle oberirdisch. U-Bahnen gab es dort noch nicht. Auf unseren Stadt-

rundfahrten befuhren wir die meisten Linien. Die Panorama-Aussichten waren einfach fantastisch, insbesondere bei Nacht, als die ganze Stadt beleuchtet war. Die Schwester meines Freundes war in einem Haushalt auf dem Killesberg in Stellung (= Hausangestellte). Diese besuchten wir tatsächlich auch. Bei ihr sollten wir übernachten. Aber wir beide wollten ja das erste Mal das Großstadtleben genießen. Wir schlenderten durch die Altstadt und in Richtung Hauptbahnhof, dort war es am belebtesten. Wir sahen wo die vielen Züge überall hinfuhren in die große weite Welt. Zum Beispiel nach Hamburg-Altona. Wie gerne wären wir in diesen Zug eingestiegen. Das Reisefieber hatte uns gepackt. Wir träumten davon, auf einem Schiff anzuheuern. Mein Freund machte diesen Traum später sogar wahr, lernte den Beruf des Matrosen und befuhr die großen Weltmeere. So träumten wir weiter, ließen uns auf einer Sitzbank im Bahnhofsgelände nieder und steckten uns eine Zigarette an. Das Rauchen war damals in und galt als cool. Plötzlich standen zwei uniformierte Bahnhofspolizisten vor uns und stellen uns zur Rede. Sie verlangten unsere Namen, Wohnadresse und Telefonnummer unserer Eltern. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich froh, dass wir zu Hause noch kein Telefon hatten. Was sollten die Polizisten also mit uns tun? Sie nahmen uns mit zur dortigen Bahnhofsmmission. Diese befindet sich auch noch heute an der gleichen Stelle. Hier bekamen wir ein kleines Vesper und mussten dort die Nacht verbringen. Früh am anderen Morgen wurden wir wieder ins Freie entlassen.

Als Jugendliche gab es für uns außer dem erwähnten Stockbrunnen keinen richtigen Jugendtreff. Bauwagen wie heute waren damals noch kein Thema. Was bei uns in Mode war, war der Bau von Hütten, meist in irgendwel-





chen Hecken oder im Wald. Mit mehreren Freunden zusammen starteten wir im Leimenloch ein neues Hüttenbau-Projekt. Unweit des heutigen Aussichtspunkts Alpenblick war der Standort im Wald ganz nah am Waldrand und von der Wiese draußen nicht einsehbar und dennoch nicht weit vom Ort entfernt. Die Grundmaße von ca. 2,5 auf 2,5 m reichten vollkommen aus. Es musste also genügend Baumaterial zusammengehamstert werden. Kein Brett entlang des ganzen Abacher Waldrandes war vor uns sicher. Werkzeug und die gebrauchten krummen, verrosteten Nägel meines Vaters nahm ich von zu Hause mit. Das Holzbretter-Schleppdach wurde mit Dachpappe abgedichtet. Einiges Material fanden wir auch auf der dorfeigenen Müllkippe. Sogar einen Holzofen bastelten wir zusammen. Aus einer großen alten Blechdose wurde mit einer Blechschere ein Ofentürle ausgeschnitten. Als Rauchabzug diente ein altes Ofenrohr. Die Heizwirkung war überraschend gut.

An einem sonnigen heißen Sommertag war ich mit meiner Oma zusammen zum Heidelbeeren sammeln im Wald, nicht weit von unserer Hütte entfernt. Um für uns beide den Fußmarsch zu sparen, durfte ich mit unserem Traktor dorthin fahren. Wir waren eifrig beim Heidelbeerpflücken als wir plötzlich einen Rauchgeruch bemerkten. Bei genauerer Untersuchung der Ursache stellten wir fest, dass dort im Bereich von unserer Hütte der Wald brannte. Wir beide alleine konnten hier keine Löschversuche mehr unternehmen. Ich schwang mich so schnell wie möglich auf unseren Traktor und fuhr so schnell ich konnte ins Dorf hinunter um Hilfe zu holen. Um schnelle Fahrt aufzunehmen kuppelte ich den abschüssigen Alten Hau hinunter die Kupplung aus und ließ den Traktor im Leerlauf rollen. Er beschleunigte schnell und machte bei dem unebenen Weg große Sätze.

Zum Glück kam ich ohne Unfall im Dorf unten an und alarmierte die Feuerwehr. Die meisten Feuerwehrmannen waren tagsüber nicht im Dorf. Es fanden sich aber genügend freiwillige Helfer. Das Feuer konnte eingedämmt und erstickt werden. Zu Schaden kamen ein paar wertvolle Tannen. Und leider war unsere schöne Holzhütte vollkommen abgebrannt. Sogar die Lokalpresse berichtete von dem Vorfall. Aber wer hatte das zu verantworten? Zumindest mir ist dies bis heute nicht bekannt. Natürlich lag es nahe, dass das Feuer von unserer Hütte ausging. Und im Dorf war selbstverständlich bekannt, wer die Hütte gebaut hatte. So viele in Frage kommenden Jugendlichen gab es ja nicht. Mein Freund und ich galten als die Hauptinitiatoren. Und im Rahmen der Untersuchung wurden wir beide auf das Rathaus einbestellt. Vom Ortspolizisten aus Neuweiler und unserem Bürgermeister Georg Meisenbacher wurden wir beide verhört. Aber sie kamen auch zu keinem Ergebnis, von wem und wie das Feuer zustande kam. Dennoch wurden wir beide noch beim gleichen Termin verurteilt. Ob wegen illegalem Hüttenbau oder wegen des Feuers, das weiß ich nicht. Als Strafe sollten wir sogenannte Sozialstunden leisten. Wir sollten auf den Talwiesen des Kleinenztal die vielen Wühlmaushaufen einebnen. Ein schriftliches Urteil hierüber haben wir nie bekommen. Vielleicht auch deshalb, weil die beiden dazu überhaupt nicht berechtigt gewesen wären? Jedenfalls haben wir beide die Strafarbeit nie verrichtet und die Sache geriet in Vergessenheit. So gibt es vermutlich auch noch heute auf den Talwiesen die Wühlmaushaufen.

Das Trampen (Autostopp) war für uns eine beliebte und nicht so anstrengende Reisemöglichkeit. Den erfolgreichen Abschluss unserer 2-jährigen Berufsfachschule feierten wir 1972





alle zusammen mit einem privaten Fest auf der Burgruine Hohenagold. Bei dem großen Lagerfeuer wurde in der ganzen Nacht einiges Brennholz und Alkoholisches vernichtet. Am nächsten Tag beschloss ich, mit einem Freund zusammen per Anhalter eine kleine Reise zu unternehmen. Gleich eines der ersten Autos nahm uns mit in die Schweiz, bis nach Zürich. Wir übernachteten in der dortigen Jugendherberge. Außer DM 40,- hatten wir kein weiteres Gepäck bei uns. In der Schweiz waren die Zigaretten damals viel billiger als bei uns. Mit unserem restlichen Geld kauften wir also Zigaretten mit der Aussicht, beim Verkauf in Deutschland damit einen guten Profit zu erzielen. Mit einer Plastiktüte voll Zigaretten trampeten wir wieder Richtung Deutschland. Über Lörrach ging es das Wiesental hinauf, wo wir bis Feldberg kamen. Dort gab eine Jugendherberge, aber wir hatten ja kein Geld mehr. Der Versuch aus unseren Zigaretten Geld zu machen scheiterte. Was blieb uns also weiter übrig? Wir trampeten weiter quer durch den Schwarzwald über Eisenbach und Vöhrenbach. Durch die Nacht mussten wir weite Strecken zu Fuß zurücklegen. Als Essbares konnten wir ein paar Radieschen in einem Garten finden. Ein Schlafversuch in einem Heuschuppen war wegen der Wespenester nicht sehr erquickend. Durch das Gutach- und Kinzigtal reisten wir wieder der Heimat zu.

Mit dem gleichen Freund ging es im gleichen Jahr 1972 in den Sommerferien auf große Trampreise in den Süden. Über Lugano und vorbei am Lago Maggiore ging es nach Mailand. Ab und zu übernachteten wir in Jugendherbergen, aber auch im Freien, an überdachten Bushaltestellen und unter Brücken. Am Comersee vorbei ging es weiter durch das Veltlin und von Tirano aus über den Berninapass nach St. Moritz in die Jugendherberge.

Das Inntal hinaus über Innsbruck nach Garmisch-Partenkirchen. Von unserem Übernachtungsplatz unter dem Treppenaufgang des Eisstadions hat uns die Polizei mitten in der Nacht wieder vertrieben. Obwohl es für uns eine große Investition war, fuhren wir mit der Bergbahn auf die Zugspitze. Zwei Wochen vor Beginn der Olympischen Sommerspiele 1972 kamen wir in München an. Mit den vielen Gästen und Touristen aus der ganzen Welt war dort die Hölle los. Aber wir ließen es uns nicht nehmen, das Hofbräuhaus und das Olympiagelände zu besichtigen. Das tragische Ereignis dieser Olympiade mit dem Terroranschlag auf die Israelische Nationalmannschaft und vielen Toten ist hinlänglich bekannt.

Mein Freund hatte kein Geld mehr und deshalb reiste er wieder allein nach Hause. Ich wollte noch mehr von der Welt sehen und trampelte Richtung Osten. In der Nähe von Traunstein übernachtete ich am Straßenrand in der Nähe einer Autobahnauffahrt. Schließlich erreichte ich Wien. Unter anderem besichtigte ich das Schloss Schönbrunn. Hier lernte ich einen gleichaltrigen Schwaben aus Schelklingen bei Ulm kennen. Mit ihm zusammen trampelte ich durch das ehemalige Jugoslawien. Da waren viele Autos von Gastarbeitern unterwegs, welche von Deutschland in Richtung Griechenland und Türkei reisten. Am Strand bei Thessaloniki lernten wir ein deutsches Paar mit einem VW-Bus kennen. Wir besichtigten die beeindruckenden Meteora-Klöster. Mit der Fähre setzten wir auf die Insel Korfu über. An Touristen traf man hier vorwiegend auf Engländer. Griechenland hatte damals eine strenge Militär-Regierung. Es war bei Strafe verboten, deren Kasernen und Einrichtungen zu fotografieren. In den Nächten schliefen wir meist unter den Brücken. Für einen Tag mietete ich mir ein Kleinmotorrad und erkundete die schöne







Insel. Über die dortige Meerenge konnte man hinüberblicken nach Albanien. Dieses damals kommunistische Land war streng abgeschirmt, eine Reise dorthin war nicht möglich. Mit der Fähre setzten wir über nach Brindisi in Süditalien. Ab hier wurde das Trampen sehr schwierig. Auf ein anhaltendes Auto musste man oft stundenlang warten. Aber wir erreichten Rom, die ewige Stadt. Wir besichtigten das Kolosseum und den Vatikan. In Bozen hatten wir wieder deutschsprachiges Gebiet erreicht. In einem Park unweit des Bahnhofes übernachteten wir. Ein ebenfalls dort übernachtender Österreicher besorgte uns allen von einem nahen Weinberg ein paar Weintrauben zum Frühstück. Über Innsbruck ging es wieder der Heimat zu. In den 4 ½ Wochen waren wir zusammen in 52 verschiedenen fremden Autos mitgefahren.

So spannend interessant meine Kinder- und Jugendzeit auch war, so wichtig war für mich auch immer die Finanzierung derselben. Taschengeld gab es bei uns nicht. Schon in meinen ersten Schuljahren musste ich regelmäßig mit in den Wald um Heidelbeeren zu pflücken, welche verkauft wurden.

Ein verbreitetes Geschäft bei uns Jungen war der Maulwurf-Fang. Die Gemeinde hatte eine Fangprämie ausgesetzt. Pro abgeliefertes Maulwurf-Schwänzchen bekam man 50 Pfennige. Der Kauf einer Maulwurf-Falle schlug mit DM 1,50 zu Buche. Mit drei erfolgreichen Fängen hatte sich also die Anschaffung amortisiert. Wir streiften über die Felder und suchten nach aktiven Maulwurfhügeln, um darin unsere Fallen zu stellen. Man durfte nur nicht den Überblick verlieren, wo und wieviel Fallen man ausgelegt hatte. Die so erbeuteten Maulwurf-Schwänzchen sammelte man in einer Streichholzschachtel. Hatte man ein paar beieinander,

dann lieferte man diese beim Gemeindebeauftragten, beim Schreiner-Hannes ab. Sein Hausname kam wohl von seinem früher ausgeübten Beruf her. Dieser zahlte die ausgesetzte Prämie von 50 Pfennig je Schwänzchen aus. Die gefüllte Streichholzschachtel entsorgte er in seinem Ofen oder warf es aus seinem Fenster auf die Miste. Mit dem erhaltenen Geld konnte man wieder eine neue Falle kaufen und damit in der gleichen Zeit mehr Maulwürfe fangen. Ich war erfolgreich und konnte expandieren. So brachte ich es mit meinem ersten Geschäft auf fünf Fallen. Dieses gleiche Erfolgsmodell machten sich aber noch einige weitere Jungs aus unserer Dorfschule zu Nutze. Dass dieses sogenannte Schneeballsystem auf die Dauer zum Erliegen kommen würde, war klar.

Aber es gab ja noch andere mögliche Erwerbsquellen. Meine Mutter nahm in unserer Dorf-Milchsammelstelle Milch-Proben der abgelieferten Milch. Die Proben gingen ins Labor. Dort wurde sowohl der Fettgehalt als auch der Verschmutzungsgrad der abgelieferten Milch festgestellt. Entsprechend den festgestellten Ergebnissen wurde ein höheres oder niedrigeres Milchgeld an die Anlieferer ausgezahlt. Diese Arbeit war nicht anstrengend und ich konnte dadurch ein paar Mark verdienen.

In den Ferien nutzen wir auch die Gelegenheit, bei Arbeiten im Staatswald mitzuhelfen.

In der Berufsfachschule in Nagold konnte ich immer einem Mitschüler die gestellten Aufgaben an technischen Zeichnungen gegen eine Gebühr fertigen. In diesem Fach war ich immer einer der besten und schnellsten. Er meinte, das sei für ihn nicht so wichtig, weil er ja ohnehin Manager werden würde.

Bei uns im Dorf hatte eine Stuttgarter Familie ein Ferienhaus. In deren Garten konnten wir Unkraut jäten und sonstige Gartenarbeiten verrichten, was eine kleine Einnahme brachte.





Auch einen Auftrag der Gemeinde für Tiefbauarbeiten schlugen ein Freund und ich nicht aus. Eine Wasserleitung unter einer Straße war gebrochen. Bürgermeister Maisenbacher beauftragt uns, die Straße an der betreffenden Stelle aufzugraben und die schadhafte Wasserleitung freizulegen. Die Arbeit mit Pickel und Schaufel war anstrengend, aber sie brachte wieder etwas Geld in unsere leeren Taschen. Zusammen mit meinem Vater konnte ich auch einige Male bei seinem Arbeitgeber in der Schreinerei in Neuweiler mithelfen. Die An- und Heimfahrt bei meinem Vater war gesichert. Es war eine interessante, abwechslungsreiche Arbeit und ich lernte viele handwerkliche Fertigkeiten. Dass ich dabei auch noch etwas verdienen konnte, war umso schöner.

In unserem Dorf gab es einen kleinen Kunststoff verarbeitenden Betrieb. Bei diesem konnte ich in den Ferien und nachmittags nach der Schule arbeiten und gutes Geld verdienen. Wenn ich um 12:30 Uhr von der Schule nach Hause kam, dann war ich nach einem kleinen Imbiss um 13:00 Uhr immer im Betrieb und legte mit der Arbeit los. Die für die Schule erforderlichen Hausaufgaben erledigte ich meistens morgens auf der Busfahrt in die Schule. Oder ich schrieb diese kurz vor Schulbeginn von Mitschülern ab.

Als 14- und 15-jähriger arbeitete ich zusammen mit meinem gleichaltrigen Freund auf dem Bau bei einer Baufirma in Calmbach. Einige Männer aus unserem Dorf arbeiteten auch dort und konnten uns täglich auf die Baustelle mitnehmen. Die Arbeit begann an einem sehr heißen Tag in den Sommerferien. Am Abend war ich total erschöpft, hatte einen Sonnenbrand und einen Sonnenstich. Aber ich ließ mich nicht kleinkriegen und kämpfte mich durch. Es war für mich eine sehr anstrengen-

de und harte Arbeit und das täglich bei über 30°C an dem heißen Sonnenhang in der Mittleren Steige in Calmbach. Ich musste 50kg-Zementsäcke und Mauersteine schleppen. Der Beton wurde vor Ort gemischt. Ich musste mit dem sogenannten Schrapper führen und den Kies in die Beton-Mischmaschine schaffen. Den Zugkräften des Schrappers war ich aber leider nicht gewachsen und ich wurde regelmäßig aus der Bahn geworfen. Unter unserem Hang sahen wir, wie Gleichaltrige täglich in das dortige Freibad pilgerten. Und ich musste mich auf dem Bau quälen. Der riesengroße Durst wurde mit Wasser gelöscht. Ein geschmackvolleres Getränk wollte ich mir nicht kaufen, sonst wäre der Stundenlohn von DM 2,30 schnell aufgebraucht und die Arbeit wäre umsonst gewesen.

Aber die ganze Quälerei hat sich ausgezahlt. Als mein Vater Anfang der 1970er Jahre ein richtiges Auto, einen VW-Käfer kaufte, konnte ich ihm sogar ein Darlehen von DM 1.500,- dazu geben. Über die regelmäßige Tilgungsrückzahlung samt Zinsen habe ich immer genau Buch geführt. Einen Zinssatz haben wir so festgelegt, dass dieser für meinen Vater günstiger und für mich besser war als bei einer Bank. Als Win-Win-Situation würde man das heute wohl bezeichnen.

Von dem neu erworbenen Auto meines Vaters konnte ich zusätzlich profitieren. 1973 musste ich regelmäßig nach Calmbach zum Erwerb meines Autoführerscheins. Aber wie sollte ich da hinkommen? Der VW meines Vaters leistete dabei beste Dienste. Zusätzlich konnte ich mir dabei etwas Fahrpraxis aneignen. Und die Hin- und Rückfahrt machte mir noch richtig Spaß. Mit teilweise über 100 km/h heizte ich dabei manchmal über die B294. Einmal querte dabei kurz vor mit ein Reh die Straße. Ich habe mich zu Tode erschrocken und war total





geschockt. Nicht auszudenken, wenn es zu einer Kollision gekommen wäre. Nicht nur das Auto meines Vaters wäre ruiniert gewesen, auch meinen geplanten Führerschein hätte ich mir vermutlich abschreiben können. Nach acht praktischen Fahrstunden wurde der Prüfungstermin anberaumt. Der Fahrlehrer meinte zu mir noch, ich solle doch besser zur Fahrprüfung nicht mit dem Auto kommen, das würde von dem Prüfer nicht so gut honoriert. Im Juni 1973 konnte ich auf dem Landratsamt in Calw meinen Auto- und Motorrad-Führerschein abholen. Mein erstes Auto, ein alter dunkelblauer VW-Käfer, welchen ich für DM 250,- erwerben konnte, stand schon mehrere Tage bei uns vor der Tür. Jetzt war ich richtig mobil. Im Sommer 1973 ging es mit diesem Auto zusammen mit zwei Freunden auf die Reise nach Südfrankreich und Spanien. Im Oktober 1973 war dieser Auto-Traum schon ausgeträumt. Auf der Fahrt nach Schömberg rutschte ich mit 80 km/h rückwärts auf einen Baum. Die kurvenreiche Straße hatte einen nassen, mit Laub bedeckten neuen Asphaltbelag. Auf diesem kam ich ins Rutschen und wurde um 180° gedreht. Der Heckmotor lag jetzt an der Stelle, wo sich normal der Rücksitz befindet. Meine Platzwunde am Kopf war nicht so schlimm. Zu allem Übel musste ich auch noch DM 20,- Strafe bezahlen wegen nicht angepasster Fahrweise. Dieses, mein erstes Auto, durfte ich somit auf die Agenbacher Müllkippe bringen, wo es wenigstens ein ehrenvolles Grab in meiner alten Heimat gefunden hat.

Am 1.1.1975 wurde ich mit 19 ½ Jahren volljährig, nachdem die Volljährigkeit von 21 auf 18 herabgesetzt wurde. Dann begann für mich ein neues Zeitalter, aber dies ist eine andere Geschichte.

» Roland Kling





## Ereignisse aus dem Leben eines Pensionärs

Chemnitz 1945. Total ausgebombt. Umzug in die Kleinstadt Oederan zu den Großeltern. Vater Soldat. Am 13. Februar sahen wir aus 52 km Entfernung den Untergang Dresdens. Der ganze Horizont glühtrot.

Bis Mittag des 8. Mai zogen noch schier endlose Flüchtlingstrecks, wohl aus Schlesien kommend, durch unser Städtchen in Richtung Chemnitz. Einige Stunden Stille. Dann rollten die russischen Panzer ein. Mutige Männer hatten noch rechtzeitig die Panzersperren beseitigt und so kam es zu keinen Kampfhandlungen. Wir Kinder wagten uns gleich auf die Straße. Die Russen saßen offen auf ihren Panzern und taten uns nichts.

An der Elbe geriet Vater in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Gefangene mit Wohnsitz in der sowjetischen Besatzungszone wurden nicht nach Hause entlassen, sondern nach Frankreich überstellt zur Arbeit im Bergbau oder der Landwirtschaft. Daher nannte Vater die Anschrift eines Kriegskameraden im Bayrischen Wald als seine eigene Adresse.

Ende April 1949 (Vater hatte sich entschlossen, nicht in die russische Zone zurückzukehren), ist Mutter mit mir im Harz „schwarz“ über die Grenze nach Niedersachsen gewechselt. In einer Gruppe von ca. 15 Personen mit einem ortskundigen Führer näherten wir uns bei Stapelburg dem Grenzflüßchen Ecker. Für mich Zwölfjährigen war das ein Abenteuer mit anschleichen und Deckung suchen. Wir mußten eine russische Patrouille abwarten. Dann gings in Panik durchs Wasser ans andere Ufer. Wer kühlen Kopf behielt, kam auch trockenen Fußes rüber, denn in 20 Meter Entfernung führte ein Holzsteg auf die andere Seite!

Nun in der britischen Besatzungszone.

In einer Imbißbude bot man an: Bratkartoffeln mit Rührei oder Brathering. Mutter entschied sich für den Fisch, denn Eier wird es im ländlichen Bayrischen Wald wohl genug geben. Irgendwie kamen wir nach Goslar. Weiter gings mit dem Zug Richtung Kassel. Um dort am Hauptbahnhof nicht kontrolliert und in die Ostzone zurückgeschickt zu werden, stiegen wir eine Station vorher aus. Mit der Staßenbahn fuhren wir durch die wohl nur aus Ruinen bestehende Stadt bis zum Bahnhof Wilhelmshöhe. Hier bestiegen wir den Schnellzug nach Würzburg. Auch dort nur Zerstörung, Trümmer, Ruinen.

Mutter hatte kein Geld mehr für die Fahrkarten zum Zielort. So versetzte sie ihren letzten Wertgegenstand, die Armbanduhr, an einen Straßenhändler. Über Nürnberg, Cham, Kötzing erreichten wir den Bayerwald.

Anfangs sind wir in einem abgelegenen Holzhaus in 1 ½ Zimmern untergekommen. Das Trinkwasser mußte in 30 Meter Entfernung aus einem Brunnen geholt werden, auch im Winter. Zum Häuschen mit Guckloch mußte der Hof überquert werden. Vorhanden war ein Holzofen mit nur einer Kochplatte. Zuerst wurden die Kartoffeln gekocht und in eine Decke gewickelt, damit sie einigermaßen warm blieben. Dann kam das Gemüse und evtl. etwas Fleisch.

In der Volksschule unterrichtete ein junger Lehrer alle Klassen in einem Raum.







Mein letztes Schuljahr durfte ich internatsmäßig in der evangelischen Konfirmandenanstalt in Ortenburg/Niederbayern, verbringen. Wir wurden von drei Diakonissinnen betreut. Dabei entsinne ich mich keinerlei Unregelmäßigkeiten. Einmal jedoch geschah es, daß ich einem Klassenkameraden kundtat, ich wolle einem Mädchen einen Brief schreiben. Der hat mich wohl verpetzt. Schwester Inge stellte mich zur Rede. Bevor ich eine Antwort herausstottern konnte, hatte ich schon „a Watschn“.

1956 radelte ich zu meinen Großeltern nach Oederan. Im Vogtland wies mich die Polizei von der Autobahn (das war vorher möglich). Am Zielort mußte ich mich unverzüglich bei der Volkspolizei melden. Bekam dann eine Einladung als „Sportsfreund“ in ein Sportheim. Zwei Herren befragten mich, befanden mich aber noch zu jugendlich unerfahren. Brauchte nichts zu unterschreiben. Einige Wochen vorher hatte die Sowjetunion die vor dem Feuersturm geretteten Gemälde der berühmten Sammlung Augusts des Starken an die DDR zurückgegeben. Diesen Kunstgenuß ließ ich mir nicht entgehen.

1958 Eintritt in den Bundesgrenzschutz (BGS) in Deggendorf, dann ein Jahr in Passau. Einst residierte hier die 9. Kohorte einer römischen Legion. Und nun die 9. Hundertschaft des BGS. Nächster Standort Schwandorf/Oberpfalz. Wir überwachten die Grenze zu Tschechien. Als 1964 der Grenzübergang Furth i. W. eröffnet wurde, war mir befohlen, die Eröffnungszeremonie von weitem mit einem Scherenfernrohr zu beobachten und Bericht zu erstatten. Auch kamen wir zum Einsatz nach dem Lawinenunglück am Schneefernerhaus auf der Zugspitze.

Bereits 1963 bin ich mit einem Kameraden zum Paßkontrolldienst nach Bebra/Hessen abgeordnet worden. In einem Tanzlokal saßen zwei Freundinnen an einem Tisch. Horst holte Roswitha, Dieter die Anneliese. Später wurden das unsere Ehefrauen. Wir überprüften die Ausweise der Reisenden in die DDR oder aus der DDR. Zweimal erlebte ich wie Rentner, die aus der DDR übersiedeln durften, zusammenbrachen und starben. Die schikanösen Kontrollen an der „Friedensgrenze West“ waren zuviel für die alten Leute. Zu meiner Hochzeit lud ich meinen Halbbruder aus Chemnitz ein. Der „erste Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden“ sagte „njet“.

1966, nach Ablauf der achtjährigen Dienstzeit beim BGS übernahm mich die Bundeswehrverwaltung. 1972 Versetzung zur Standortverwaltung Calw. Seit 1973 wohnhaft in Althengstett. Um auch außerhalb des Dienstes „unter die Leut“ zu kommen, schoben wir in Kegelclubs, mit Ehefrauen, eine nicht immer ganz ruhige Kugel. Einmal im Monat ging's zum Briefmarkensammlerverein Calw (den es nicht mehr gibt) und freitags zum Schachverein Ottenbronn. Seit 47 Jahren wohnen wir nun in Althengstett. Hier wollen wir bleiben.

» unbekannt





## Welschdorf

**Welschdorf.** So wurde Neuhengstett lange Jahre von den Menschen in den Nachbargemeinden genannt!

Lange Zeit habe ich nicht mehr an die verschiedenen Eindrücke die ich in meiner Kindheit in meinem Heimatort erlebte nachgedacht. Der Waldenserort Neuhengstett war und ist seit der Gründung durch die Glaubensvertriebenen aus dem Piemont ein besonderer. Umgeben von biederer eher behäbigen Nachbargemeinden waren die Waldenser trotz ihrer Geschichte ein lebensfrohes und vergnügtes Völkchen. Da wurde bei jeder Gelegenheit, die sich bot getanzt, gesungen und gefeiert. Trotz aller Ernsthaftigkeit und Armut in der sie leben mussten. Aber endlich konnten sie ihren Glauben in Freiheit leben.

Inzwischen haben sich die Struktur und die Einwohner natürlich stark verändert durch immer neuen Zuzug von jungen Familien, die sich ihr Domizil durchaus in Neuhengstett vorstellen können.

Selbst im letzten Jahrhundert in den 40er und 50er Jahren war der Ort noch fast ursprünglich gestaltet. Viele der alten Häuser waren noch in einem Baustil der einfachsten Art gebaut. So war beispielsweise die Haustüre auch gleichzeitig die Türe zur Küche oder dem Wohnraum. Fast auf jedem Grundstück befand sich ein kleiner Bauerngarten zur Straße hin. Herrliche Düfte von üppigen Blumen wie Lupinen, Löwenmäulchen, Ringelblumen, Sonnenhut, Rittersporn, Bartnelken, Kräutern und Gemüse übertünchten den nicht gerade angenehmen Geruch der Misthaufen, die sich unmittelbar dahinter befanden. Im Sommer während der Heu-oder Getreideernte waren wir Kinder oft allein mit den alten Großmüttern. Da ich keine mehr hatte hielt ich mich immer an die alten Frauen in der Nachbarschaft. Neugierig und mit großer Begeisterung lauschten wir den Erzählungen aus alten Zeiten. Von schweren Tagen mit harter Arbeit und Kindersterblichkeit (fast die Hälfte der lebend geborenen Kinder sind noch im Säuglingsalter verstorben). Immer wieder kam dann auch eine Geschichte zu Tage, die nur bruchstückweise erzählt wurde, aber doch oder uns gerade deshalb so brennend interessierte.

Es war wohl in den ersten Jahren der Siedler, als in den Reihen der jungen Mädchen eine auffallend schöne Siebzehnjährige war. Mit wunderbar fülliger Haarpracht, tiefschwarz und lockig, bildeten ihre blauen Augen einen bezaubernden Kontrast. In den umliegenden







Dörfern nannte man sie mit großer Bewunderung die SCHÖNE WELSCHER. Offensichtlich war sie auch sonst ein überaus hilfsbereites und liebenswertes, interessiertes und wissbegieriges Mädchen. Von vielen Heiratskandidaten aus nah und fern wurde sie umworben. Es hatte wohl aber keiner eine Chance „la belle Marie Neuhengstetts strahlende Schönheit“, zu gewinnen. Es kam zu rivalisierenden Kämpfen um ihre Gunst.

Bis dahin gingen die Erzählungen der alten Frauen. Wie es aber mit der „schönen Welschen“ weiterging, was aus ihr letztendlich geworden ist, wusste keiner mehr zu sagen. Wichtig war jetzt nur noch, dass es „la belle Marie“ in der Waldenserkolonie gab.



» unbekannt

